

Capri 52

Zeitschrift für schwule Geschichte



Juli 2018

Capri

Zeitschrift für schwule Geschichte

Nr. **52** Juli 2018 ISSN **1431-8024**

Capri wird seit 1987 vom Schwulen Museum
Lützowstraße 71, 10785 Berlin herausgegeben.

★

Redaktion: Manfred Herzer, Mohrenstraße 1, 10117 Berlin.

Redaktions-E-Mail: 14mh@gmx.de

★

Umschlagsgestaltung unter Verwendung einer Grafik von Celestino Piatti. Das Kunstwerk wurde hier raubgedruckt und vom Umschlag der Taschenbuchausgabe des *Museums der modernen Poesie, eingerichtet von Hans Magnus Enzensberger*, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1964 gestohlen. – Die drei Strophen von Philippine Engelhard sind ihren Ausgewählten Gedichten, herausgegeben von Ruth Stummann-Bowert, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, Seite 109 f. entnommen.

★

Der Mediävist Ernst Kantorowicz (**Herzer**) --- Seite **3**

Der Beitrag der Schwuchteln zu unseren Geschichten (**Dall’Orto**) --- Seite **22**

Ping-Pong mit Marita (**Dose**) ---- Seite **41**

Der heimliche Freund (**Zoske**) ---- Seite **57**

B u c h b e s p r e c h u n g e n

Zoske: Flamme sein! (**Herzer**) ---- Seite **68**

Dubout: Der Richter und sein Tagebuch (**Herzer**) ---- Seite **71**

Eribon: Réflexions sur la question gay (**Schmitt**) ---- Seite **81**

Some Gay News (**Herzer**): Löwenherz + Eisenherz / Von der Männerliebe zur Lust am Töten / Castrum Peregrini / Der weiße Affe / Die Puppenjungs / Albert + Hubert / Ist ein schwules Museum noch zeitgemäß? ---- Seite **83**

Brand/Bab, Inseln des Eros. Berlin 1905 aufgefunden ----- Seite **92**

Manfred Herzer

Der Mediävist Ernst Kantorowicz (1895-1963) – ein schwuler jüdischer Nazisympathisant

Keine Feier für den toten Hund des Führers.
(R.W. Fassbinder: *Satansbraten*, 1976.)

In der neuesten Kantorowicz-Biografie wird an eine Sentenz erinnert, die der Autor oft gehört haben will, aber nicht belegt. Demnach wäre Kantorowicz bei den Nazis mitmarschiert, wenn ihm dies wegen seiner Jüdischkeit nicht verwehrt worden wäre; der Biograf Lerner will diese für seinen Helden wenig schmeichelhafte Spekulation natürlich widerlegen und verweist auf den Brief vom 29.12.1931, den Kantorowicz zum Jahreswechsel an George schrieb.¹ In dem Brief geht es aber weder um die Nazis noch um die Juden, sondern um Kantorowicz' Lebensgefühl, nachdem er in der Weltwirtschaftskrise („Welt-Arbeitslosigkeit“) große Teile seines Vermögens verlor und sich wieder einmal, ähnlich wie beim verlorenen Krieg 1918 im unermesslichen Heer der Opfer und Verlierer, statt bei den Siegern und Krisengewinnlern wiederfand. Dennoch bildete er sich ein, dass er stets „ganz bewußt gegen den Strom anschwamm“², jetzt aber „in der wuselnden Menge von Gesindel“ – das ist seine Bezeichnung für die anderen Millionen Krisenopfer – nur einer von vielen sei. Dieses Lebensgefühl hatte mit der Wirklichkeit nur wenig zu tun, war wohl nur einem vorübergehenden Stimmungstief geschuldet, denn seine finanzielle Lage war, trotz des geschrumpften Familienvermögens, ausgezeichnet. Er erhielt wegen seines finanziell und wissenschaftlich enorm erfolgreichen Buches *Kaiser Friedrich der Zweite* eine Professur für Geschichte an der Frankfurter Universität und litt in einem sozusagen metaphysischen Sinn an der deutschen Schmach, die er nicht bloß im verlorenen Weltkrieg sah, sondern vor allem in der Nachkriegsherrschaft eines „Interregnums“ von Demokraten und Marxisten der Weimarer Republik.

Diesen Zustand wird ein kommender Held und Erlöser überwinden, damit Deutschlands Weltherrschaft doch noch errungen und dieser pagane Messias demnächst Stefan Georges „Neues Reich“³ errichten werde – so die quasi

¹ „It is said frequently that Kantorowicz would have been a Nazi had he not been Jewish.“ (Lerner, S. 159). – Der Brief ist fast vollständig abgedruckt in Grünwald 1982, S. 106 f.

² Vgl. Grünwald 1982, S. 108.

³ Georges erstmals 1928 erschienener Gedichtband enthält neben privaten und unpolitischen Versen zahlreiche Agitations- und Trostgedichte für deutsche Bildungsbür-

eschatologische Erwartung des George-Kreises und seines bald schon weltberühmten Mitglieds Ernst Kantorowicz.

Der harte Kern in Kantorowicz' Weltsicht war jedoch nicht jener aggressive deutsche Nationalismus, der den 19-Jährigen veranlasst hatte, sich gleich im August 1914 freiwillig zum Kriegsdienst zu melden. Weitaus mehr plagte ihn der Horror vor den um ihre Emanzipation kämpfenden werktätigen Massen, vor der Arbeiterbewegung, was erst nach dem verlorenen Weltkrieg deutlich zutage trat. Nachdem bis 1918 der Kampf gegen die äußeren Feinde zu führen war, bei dem es dem herrschenden Monarchen gelang, große Teile der Sozialdemokratie einzubinden, ging es nun gegen den inneren Feind, zunächst „gegen polnische Kommunisten“¹, dann gegen Berliner Spartakisten und in München schließlich um die Vernichtung der dortigen Räterepublik. In Vorbereitung auf seine Flucht vor den Nazis schrieb er in seinem Lebenslauf in englischer Sprache: „In 1919 I took up arms again: against communists, then in power in Munich“; und gesprächsweise prahlte er 1950 in Kalifornien mit seinen Taten als Freikorpskämpfer 1919: „I have killed communists“.²

In der überwiegend hagiografischen Kantorowicz-Literatur wird seine Weigerung von 1949, gegenüber der Verwaltung der Universität Berkeley zu schwören, dass er nie einer kommunistischen Partei angehört und Kommunisten nie unterstützt habe, als mutiger Kampf „für die akademische Freiheit und demokratische Rechte“ gewertet.³ Ich will weiter unten zu zeigen versuchen, dass es ihm hier um etwas ganz anderes ging: um die Empörung darüber, dass es überhaupt für erforderlich gehalten wurde, seinen selbstverständlichen Antikommunismus mittels Eid beweisen zu müssen.

ger, die „im schlimmsten jammer“ der Weimarer Republik wieder an Deutschlands – „Des erdteils herz“ – höchstes Ziel: künftige Weltherrschaft und an den kommenden Führer glauben sollen, der, pseudoreligiös schön gedichtet: „die welt erretten soll“. (George, S. 39).

¹ Die Formulierung verwendet der Berliner Medienwissenschaftler Werner Ernst, um Kantorowicz' Teilnahme an dem vergeblichen Versuch einer Deutschen Volkswehr zu kennzeichnen, den Aufstand der Polen vom 27.12.1918 niederzuschlagen (Ernst, S. 155). Im Januar 1933 soll er auch noch „gegen Totalitarismus“ gekämpft haben (Ernst, S. 157).

² Lerner, S. 39; ebenso Grünewald 1982, S. 114.

³ Z.B. Grünewald 1996, S. 547.

George und Kantorowicz schreiben in unkaiserlicher Zeit ein Buch über Deutschlands große Zeit („Weltreichsidee“)

„Gerade in unkaiserlicher Zeit“ wie im Deutschland des Jahres 1927 wollte Kantorowicz mit seiner Biografie des mittelalterlichen Kaisers Friedrich II. bei der gebildeten Bevölkerung eine Teilnahme an den Schicksalen „der großen deutschen Herrschergestalten“ stärken und exemplarisch am Stauferkaiser demonstrieren, dass das deutsche Volk noch immer das Zeug zur „Größe“ hat. Es müsste sich nur auf sein „Geheimnis“ besinnen, wonach „die deutsche Weltherrschaft und Größe stets auf dem einzelnen Genius beruhend, nicht auf dem Volk“¹ wie einst im Mittelalter wiedererlangt wird; erst dann könne das Volk die Schmach des verlorenen Weltkriegs doch noch zum Guten wenden, glaubte Kantorowicz.

Ungeachtet allen ideologischen Beiwerks und der Phrasen von den Helden eines ewigen Geheimdeutschland gelang Kantorowicz ein exzellentes Werk biografischer Geschichtsschreibung, das nicht nur die antidemokratisch gesinnten Bildungsbürger begeisterte, sondern auch die geschichtswissenschaftliche Fachwelt beeindruckte. So schrieb die *Historische Zeitschrift*, das Zentralorgan der Historikerkunft, als Nachwort zu einer sowohl kritischen wie anerkennenden Besprechung: „Denn in Kantorowicz steckt doch zugleich ein ‚Positivist‘, der sein Buch durch gründliches Quellenstudium unterbaut hat“.²

Als er dem Dichter Stefan George zum ersten Mal begegnete, Ende 1920, war Kantorowicz 25 Jahre alt³ – zu alt, um für George als Sexualobjekt infrage zu kommen. Die innige Beziehung der beiden Männer zueinander beruhte allein auf ihren ideologischen, „geistigen“ Übereinstimmungen, die sie in einer fruchtbaren Arbeitsgemeinschaft auslebten. Sie dauerte fast bis zu Georges Tod am 4. Dezember 1933, war aber seit dem Beginn der Hitler-Diktatur von konträren Ansichten zur Judenpolitik der deutschen Faschisten belastet.

Im Wintersemester 1920/21 begann Kantorowicz in Heidelberg Nationalökonomie (Volkswirtschaftslehre) zu studieren, nahm aber auch an Lehrveranstaltungen des Germanisten und George-Verehrers Friedrich Gundolf teil, befreundete sich mit ihm⁴ und lernte vermutlich über Gundolf George kennen. Dieser hatte schon früh begonnen, für die deutschen Kaiser des Mittelalters zu schwärmen und die Hohenzollernherrschaft seiner Gegenwart zu verachten,

¹ Kantorowicz 1936, S. 17.

² Brackmann, S. 477 f.

³ Karlauf, S. 548.

⁴ Grünewald 1982, S. 38. – Wie genau die Beziehung Kantorowicz-George im Dezember 1920 begann, ist ungeklärt; vgl. Aurnhammer, S. 1474.

weil das vor allem von Bismarck geschaffene neue Reich „ohne geistigen Gehalt“ und der Reichsgründer sich als „Herold eines plumpen Materialismus“ entpuppte.¹ Speziell Kaiser Friedrich II. hatte es ihm angetan und als der junge Historiker Wolfram von den Steinen 1921 in Marburg mit einer Arbeit über Friedrichs „Kaisertum“ promoviert wurde, begann die Vereinnahmung des Staufers für den privaten Götterhimmel Georges. Gleich neben Dante, Shakespeare, Napoleon und Hölderlin wurde er platziert.

Geschmückt mit einem expressionistisch verfremdeten Hakenkreuz sollte Von den Steinens kommentierte Sammlung von „Staatsbriefen“ Friedrichs vor allem die Zuversicht vermitteln, dass „die Jugend selbst in unsern Tagen“ – 1923 – „wo eine erstarrte Welt“ ihr „den nährenden Grund und die Luft zu freier Entfaltung versagt“, an „Heldentum und Herrschertum“ glaubt; George zitierend will er „den größten Friedrich, wahren Volkes Sehnen“ als Hoffnungsbild für die baldige Heraufkunft des „großen Täter[s]“, in dessen „Handeln das deutsche Wesen sich erfüllt“, dem Volk und besonders den jungen Männern vor Augen stellen.² Das ist nichts anderes als das, was Kantorowicz mit seiner dickleibigen Friedrich-Biografie (650 Seiten, sechsmal so dick wie Von den Steinens „Staatsbriefe“) bald darauf auch vorhatte, jetzt aber in enger Zusammenarbeit mit George: mit einem Bild des Heldenkaisers geistige Waffen im Kampf gegen die deutsche Schmach schmieden, gemeint ist: die Weimarer Republik, der Versailler Friedensvertrag und die bolschewistische Bedrohung aus dem Osten. Im Jahr, als Von den Steinens Buch erschien, entschied George, Kantorowicz solle auch ein Friedrich-Buch schreiben; 1924 reiste Kantorowicz nach Palermo zum Grab Friedrichs und zeigte sich tief beeindruckt vom „Svevo gloriosissimo“, der „Träger des Faschistentraums“ Mussolinis geworden sei; dann begann er mit der Niederschrift und schickte die fertigen Kapitel an George zwecks Billigung und Verbesserung; im Juli 1926 schickte er das fertige Manuskript dem Verleger Bondi in Berlin.³ Später wird er damit prahlen, dass sein Erfolgswerk auf Himmlers Nachttisch gelegen haben soll, dass Hitler es zweimal gelesen habe und dass Göring ein Exemplar mit Widmung an Mussolini verschenkt habe.⁴ Nach dem zweiten

¹ Karlauf, S. 38 f. – Anders als bei den Hohenzollern-Kaisern war Georges Bismarck-Ablehnung nicht eindeutig, nach Bismarcks Tod schrieb George sogar ein „Preisgedicht“ auf den Verstorbenen.

² Von den Steinen, S. 1 f. – Zu Von den Steinen vgl. Schneider 2004.

³ Karlauf, S. 551 ff.

⁴ Lerner 2017, S. 114 f. – Lerner gibt zu bedenken, dass keine dieser Behauptungen verifizierbar sei; dass Hitler das Buch sogar zweimal gelesen haben soll, hält Lerner für „counterintuitive“.

verlorenen Weltkrieg mischt er aber in seine Angeberei mit den Losern Hitler & Co Töne der Zerknirschung und Nachdenklichkeit.

Woldi

Woldemar Graf von Uxkull-Gyllenband (1898-1939, eigentlich: Uexküll-Gyllenband) war Kantorowicz' erste große Liebe. Die beiden jungen Männer lernten sich vermutlich 1920 in Heidelberg kennen, teilten sich etwa drei Jahre lang eine Wohnung, waren einander „Tischgenoss und Bettgespiel“ und miteinander „seit der ersten Stunde wirklich absolut glücklich“, wie Kantorowicz 1924 und 1925 in Briefen an Dritte erzählt.¹ Sein Erfolgswerk *Kaiser Friedrich der Zweite* widmete er „Woldemar Grafen Uxkull-Gyllenband dem Freunde [...] in erwidernem Dank“. Er änderte die Widmung nicht, nachdem es später eine Entfremdung zwischen beiden gab, als deren Ursache die meisten Kantorowicz-Apologeten heute Woldis – so sein zärtlicher Spitzname im George-Kreis – Antisemitismus vermuten. Eine ernsthafte Belastung der Beziehung soll aber Woldis Broschüre von 1933 *Das revolutionäre Ethos bei Stefan George*, der Text einer Rede vor Tübinger Studenten zu Georges 65. Geburtstag, gewesen sein. Anscheinend arglos schickte Uxkull die Broschüre mit einer freundschaftlichen Widmung an Kantorowicz. Es wird überliefert, Kantorowicz habe den Text als „fatalen Mist“ beschimpft, sei aber andererseits „sprachlos vor Entsetzen“ gewesen.² Das mutmaßliche Entsetzen und die Sprachlosigkeit sind anscheinend durch Woldis Gleichsetzung der NS-Diktatur mit dem von George prophezeiten „Neuen Reich“ eines nicht näher definierten gewiss aber von einem Tyrannen vom Format des Stauferkaisers Friedrich II. beherrschten geheimen Deutschlands hervorgerufen. Dabei hatte Woldi lediglich das öffentlich verkündet, was „der Meister“ George seiner Freundin, der jüdischen Philosophin Edith Landmann, gesprächsweise anvertraut hatte; im März 1933 sprachen die beiden über das neue Nazi-Reich und George sagte dazu, „es sei doch immerhin das erste Mal, dass Auffassungen, die er vertreten habe, ihm von außen wiederklängen. Und als ich [Landmann] auf die Brutalität der Formen hinwies: Im Politischen gingen halt die Dinge anders.“³ Wie Grünewald treffend bemerkt, bedürfen diese Äußerungen „keiner Interpretation“, sie zeigen Georges Freude darüber, dass die Nazis etwas tun, von dem er immer geträumt hat und was die Jungen unter seinen Lieblingen – Woldi war einer von ihnen – offen aussprachen. Und dass Frau Landmann den Meister *nicht* missverstanden hat, als er ihr seine Nazi-Begeisterung

¹ Briefzitate bei Aurnhammer u.a., S.1725 f.

² Grünewald 1982, S. 124 & 127.

³ Ebd., S. 119.

gestand, wird von George in einem Brief an seinen Jünger Ernst Morwitz vom 10. Mai 1933 bekräftigt, in dem er unter anderem schreibt:

„[...] die ahnherrschaft der neuen nationalen bewegung leugne ich durchaus nicht und schiebe auch meine geistige mitwirkung nicht beiseite. Was ich dafür tun konnte habe ich getan, die jugend die sich heute um mich schart ist mit mir gleicher meinung“.¹

Morwitz hat den Brief, der vor allem die Ablehnung eines angebotenen prominenten NS-Postens in der preußischen Dichterakademie enthielt, auftragsgemäß kopiert und an das preußische Kultusministerium weitergeleitet; George habe sich demnach noch nie für eine staatliche Institution zur Verfügung gestellt und wolle auch dieses Mal seinem Grundsatz treu bleiben, er begrüße es aber uneingeschränkt, „dass diese akademie jetzt unter nationalem zeichen [dem Hakenkreuz!] steht“.²

Kann man seine Zustimmung zur Hitler-Diktatur noch deutlicher ausdrücken? Kantorowicz hat offensichtlich geahnt, ohne darüber volle Gewissheit zu erlangen, dass sein Woldi mit dem fatalen Mist nur die politische Meinung Georges wiedergegeben hat. Georges NS-Begeisterung war aber noch viel schlimmer als Woldi das in seinem Traktat angedeutet hatte; sie schloss Einverständnis mit dem nazistischen Judenhasse ein. Das wurde Kantorowicz zur wahrscheinlich schmerzlichen Gewissheit, als „der Meister“ auf seine einschlägigen schriftlichen Anfrage nur mit kaltschnäuzigem Schweigen antwortete. Kantorowicz reagierte mit bizarrer, psychologisch interessanter, soldatischer Unterwerfungsgeste: „Es möge Deutschland so werden, wie es sich der Meister erträumt hat! [...] so möge das alles zum Guten ausschlagen – und dann ist es gleichgültig, ob der einzelne auf diesem Weg mitschreiten kann – vielmehr: darf – oder statt zu jubeln beiseite tritt“, schrieb er an George am 10.7.1933.³ Kantorowicz durfte als Jude nicht „mitschreiten“, das heißt, bei der Zerstörung der Weimarer Republik mitmachen und den nächsten Krieg vorbereiten, der die Niederlage von 1918 in Sieg und Weltherrschaft verwandeln würde. Wenn Kantorowicz über Woldis tatsächlich in Wut geraten sein soll, so wäre dieser unkontrollierte Gefühlsausbruch auch von Feigheit geprägt: Er schlug den Sack und meinte den Esel, es fehlte ihm an Mut, gegen George und seine Nazi-Freunde direkt zu opponieren und ihre fatalen Untaten offen zu bekämpfen.

¹ Nach Karlauf, S. 622.

² Ebd.

³ Nach Karlauf, S. 625.

Woldi starb am 24.5.1939 bei einem Autounfall in Reutlingen. Als Kantorowicz – bereits im amerikanischen Exil in New York – davon erfuhr, bekundete er in zwei Briefen an die Freunde in Europa, die ihn über den Tod des Geliebten informiert hatten, seine ungebrochene große Liebe zu Woldi, trotz allem: „Sie werden daher auch verstehen, dass, was immer hernach vorgefallen ist, dieser Tod für mich eine sehr grosse Leere hinterlassen hat, die zu der Gesamt-Leere nur noch das Letzte beigetragen hat“, schrieb er an den George-Verehrer Edgar Salin.¹

Das Geheime Deutschland am 14. November 1933

Vor Studierenden der Frankfurter Universität hielt Kantorowicz zum Beginn des Wintersemesters 1933/34 einen Vortrag „Das Geheime Deutschland“, der in der Kantorowicz-Literatur einhellig als „Dokument des Widerstands aus georgeanischem Geist, eines Widerstands der ersten Stunde“² oder „öffentlichen politischen Protest gegen die neuen Machthaber“³ gefeiert wird; Lerner sieht den Vortrag als mutige Tat gegen die allgemeine NS-Begeisterung und als Opposition zur Nazi-Ideologie.⁴ Das Widerständige oder Oppositionelle soll gewissermaßen in dem Beweis liegen, nach dem Georges „geheimes Deutschland“ nicht identisch ist mit der Nazi-Diktatur, sondern das ganz Andere, eine Art neuheidnisches Wunderland irgendwo im Jenseits, das sich aber in der Gegenwart in „Epiphanien“ offenbart.⁵ Diese Beschwörung der „Heroenwelt des heutigen, des künftigen und des ewigen Deutschland“, diese Revue deutscher Berühmtheiten, deren pathetische Anrufung die studentische Zuhörerschaft in einen Zustand frommer Gläubigkeit versetzen und in ihnen die Sehnsucht nach der Heraufkunft des Tags der Deutschen⁶ wecken soll, übt

¹ Lerner 2010/11, S. 168. – Ebenfalls aus New York schrieb Kantorowicz an seinen englischen Freund Maurice Bowra: „He [d.i. Woldi] was so closely connected with all the richest and fullest years, was – together with St.G. – so much the essence of that period called youth and we belonged, for years, so much to each other, that all the separating differences during the last years means little in aeternis.“ (Ebd., S. 167).

² Raulff, S. 159.

³ Gudian, S. 102.

⁴ „For anyone, let alone a Jew, to have delivered a speech such as this against the tide of Nazi enthusiasm in 1933 took bravery [...] No German professor other than Ernst Kantorowicz spoke publicly in opposition to Nazi ideology throughout the duration of the Third Reich.“ (Lerner 2017, S. 170 f.)

⁵ Kantorowicz 1997, S. 79.

⁶ Kantorowicz zitiert hier Friedrich Schiller, um den Glauben an einen deutschen Endsieg zu beschwören: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“ (Ebd., S. 88)

mit keiner Silbe Kritik an der „neuen nationalen bewegung“. Am „Tag der Deutschen“ würden die geheimen „Herrscher“ irgendwie Auferstehung feiern und dem nicht näher bestimmten „jeweiligen Feinde“ mit Georges Versen irgendetwas von einem Endsieg „zurufen“.¹ Kantorowicz‘ Reigen der ewigen deutschen Heroen beginnt mit Ausländern, neben dem mehrmals zitierten italienischen Dichter Dante sowie Shakespeare vor allem Antike – Homer, Euripides, Pindar, Vergil – auch Caesar und Napoleon, denn das geheime Deutschland soll wie das Traumdeutschland der Nazis die ganze Welt beherrschen, es besitzt „Weltträchtigkeit“ und hat nichts gemein mit „unverbindlich Allgemein-Menschlichem“ oder gar mit einem ziemlich rassistisch anmutendem „all-europäischen Einheits-Mischmasch“.² Wie bei den Nazis spielt deutsches Blut bei der deutschen Weltträchtigkeit eine wichtige Rolle: „Freilich gibt es eine geheime Blutsverwandtschaft zwischen Hellas und Deutschland .. aber sie muss erst gezeugt werden!“³ Die Sache mit dem Blut ist aber nur in einem geistigen Sinn gemeint: Nicht um Vater und Sohn geht es, sondern um „geistige“ Zeugung, um das Verhältnis „Schüler zu Meister“, so dass „Blut“ nur ein Tarnwort für „Sperma“ wäre.

Der Rest der Helden- und Genien-Parade besteht nur noch aus deutschen Männern: die mittelalterlichen Kaiser, Karolinger, Ottonen, Salier und Staufer werden pauschal genannt; herausgehoben werden neben Kantorowicz‘ Lieblingskaiser Friedrich II., dessen Großvater Barbarossa, sowie Otto III. und die Stauferkönige Manfred und Konradin. Der nazi-kompatible Preußenkönig Friedrich II. tritt gleich zweimal auf, seine Homosexualität wird als „unnennbare Einsamkeit“ umschrieben, welche – nicht wirklich verständlich und mit Ausrufungszeichen – „ihn wie sein Land ‚überpreussisch‘ machte!“⁴ Weitere deutsche Genien sind: Nikolaus von Kues, Luther, Goethe, Dürer, Matthias Grünewald, Herder, Hölderlin, Jean Paul, Beethoven, Mozart, Hegel und immer wieder Nietzsche und George. Eine kleine Homo-Galerie ist eingeschmuggelt: Winckelmann, Hamann und Platen. Keiner seiner Geistes- und Kriegshelden ist jüdisch, alles reinrassige Arier – bis auf eine bemerkenswerte Ausnahme: Karl Wolfskehl, der jüdische Dichter und George-Verehrer seit 1892, der bereits im Februar 1933 vor dem antijüdischen NS-Terror in die Schweiz geflüchtet war, wird als Erfinder des Begriffs „das geheime Deutschland“, wie Kantorowicz ihn versteht, gewürdigt. Wolfskehl habe 1910 in Georges *Jahrbuch für die geistige Bewegung* den Ausdruck für die Freunde des

¹ Ebd., S. 93.

² Ebd., S. 87 & 88.

³ Ebd., S. 88 f.

⁴ Ebd., S. 85.

Dichters in Mode gebracht. Aber ist diese beiläufige und eher diskrete Erwähnung des jüdischen Dichters schon Widerstand?

„Dass dies geheime Deutschland nicht verdorrt ist, dass es vernehmlicher denn seit langem aus seiner Berg- und Höhlenentrückung herauf will ans Licht, das gibt uns die tiefe Zuversicht für eine Zukunft, die gewiss ernst, schwer und düster, gewiss voll der unerhörtesten Erschütterungen sein wird, in der aber auch zum letzten Male vielleicht die Tiefenkräfte sich offenbaren wollen“¹, zitiert Kantorowicz den Dichter, dessen jüdische Herkunft gewiss nur wenigen der GeschichtsstudentInnen im Hörsaal geläufig war.

Kantorowicz vermeidet hier wie im Rest des Vortrags alles, was der NS-Ideologie widersprach. Er wagte nicht den Hauch einer Kritik an der Schreckensherrschaft der neuen Regierung und auch die Ahnengalerie seines geheimen Deutschlands war mit der deutsch-faschistischen im Einklang. Das Deutschland, von dem die Nazis träumten und für das sie kämpften, war genau wie Georges „Neues Reich“ eine Zukunftsvision, die frühestens nach dem nächsten, nun aber siegreichen Weltkrieg wahr werden soll. Wenn in Kantorowicz' Ahnenbeschwörung der Name Richard Wagners fehlte, so deshalb, weil er, genau wie sein Meister, Wagners Musik nicht leiden konnte.²

Kantorowicz berichtete George von dem großen Eindruck, den sein Vortrag im Auditorium, in dem sich viele Nazi-Studenten befanden, hinterlassen hatte. Am Schluss begannen alle „selig zu trampeln“, wie Kantorowicz stolz an George schreibt. Da diese Zustimmung eines weitgehend nazistischen Publikums eigentlich nicht zur apologetischen Einordnung des Vortrags als Widerstandshandlung passt, versucht der Biograf Gudian eine Umdeutung: Kantorowicz habe sich geirrt, die vermeintliche Zustimmung war keine, war vielmehr ein Protest gegen diese jüdische Kritik am Dritten Reich der Faschisten.³

Selbst wenn man bedenkt, dass Kantorowicz nach dieser Vorlesung seine Lehrtätigkeit wegen brutaler Störungen durch Nazi-Studenten abbrach, kann ich im Text dieser Antrittsvorlesung keinerlei Spuren eines antifaschistischen Protests oder gar Widerstands finden. Den auch ihn betreffenden Terror gegen die Juden tabuiert er konsequent und die Schreckensherrschaft der Hitlerregierung nennt er vollkommen wertneutral „das ungeheuerere Geschehen der letzten

¹ Ebd., S. 78. – Der Jude Karl Wolfskehl und der notorische Judenhasser Alfred Schuler waren die einzigen im George-Kreis, die 1902 Magnus Hirschfelds Petition gegen den Schwulenparagrafen 175 unterschrieben. (Vgl. Herzer, S. 41 & 44.)

² Gudian, S. 147.

³ Ebd., S. 108.

Monate“¹. Es ist ein Versuch der Anbiederung, der nicht völlig misslang: 1935 versetzte ihn der preußische Kultusminister Rust in den Ruhestand. „Seine Emeritenbezüge bezog er [...] selbst im Ausland bis zum Angriff auf Pearl Harbor, also bis zum Kriegseintritt der USA.“² Bis November 1938 auch ihm KZ-Haft drohte, lebte er komfortabel und sicher in Berlin-Charlottenburg.

Die Judensach ... nicht so wichtig

Georges ziemlich spezielle Variante des Judenhasses, die intime Freundschaften mit einzelnen Juden und Jüdinnen nicht ausschloss, ist in der neueren Literatur durchaus strittig.³ Die nur mündlich von seinen Jüngern und Jüngerinnen überlieferten einschlägigen Äußerungen des Meisters zeigen unter anderm, wie er der vermeintlich jüdischen Gefahr begegnen wollte: Die Zahl der Juden in seiner Entourage sollte niedrig gehalten werden: „Wir haben zu viel Juden. *Ein* Jude ist immer nützlich, aber wenn ihrer mehr als zwei sind, wird der Ton der Gesellschaft ein anderer, und sie treiben sofort ihre eigenen Interessen.“⁴

Als ihn sein oben erwähnter altgedienter Verehrer und Förderer Wolfskehl am 7.7.1933 aus dem Schweizer Exil um öffentliche Stellungnahme gegen die Judenverfolgung der Hitlerregierung bat, ließ George ihm zynisch und herablassend, wie er sich das zu NS-Angelegenheiten angewöhnt hatte, antworten, „dass das allgemeine durcheinander gewiss gross sei – so gross dass das einzelschicksal weniger gelte – dass Sie jedoch was Sie persönlich anlange vielleicht doch zu düster zu sehen scheinen“.⁵ Wolfskehl blieb dennoch loyal und wagte nicht, Georges Nazi-Sympathien zu kritisieren. Stattdessen kritisierte er quasi stellvertretend die Juden, die trotz des Judenhasses im Neuen und Dritten Reich diese NS-Sympathien teilten; 1932 hatte Wolfskehl an den Juden aus Georges Umgebung beobachtet: „Sie suchen sich die Dinge zurecht zu strahlen, beseufzen aufs höchste, dass ein abscheulicher Zufall sie zurückhält mitzuthun.“⁶ Neben Kantorowicz ist Edith Landmann ein krasserer Beispiel solcher verquerer jüdischer Faschismus-Affinität. Landmann berichtet von einem Gespräch mit George wenige Monate vor dessen Tod über die gegenwärtige Lage; das Schicksal der Juden unterm Hakenkreuz sei ihm egal,

¹ Kantorowicz 1997, S. 77.

² Gudian, S. 124; Schöttler, S. 154.

³ Während z.B. für Karlauf, S. 605 ff., an Georges Antisemitismus nicht zu zweifeln ist, behauptet Egyptien, S. 26, aufgrund fast der gleichen Quellen: „George war kein Antisemit.“ Das Bedürfnis nach Weißwaschung des Meisters scheint hier den analytischen Blick zu trüben.

⁴ Nach Karlauf, S. 757 f., auch Egyptien, S. 18.

⁵ Nach Karlauf, S. 604.

⁶ Nach Karlauf, S. 608.

erzählte er der jüdischen Freundin: „Wenn ich an das denke, was Deutschland in den nächsten fünfzig Jahren bevorsteht, so ist mir die Judensach im Besonderen nicht so wichtig.“¹ Ob Landmann diese brutale Äußerung Georges mit unterwürfiger Andacht zur Kenntnis genommen oder sie wenigstens hinterher „beseufzt“ hat, ist nicht überliefert.

Dies Hakenkreuz ist kein Hakenkreuz, sondern ein vorgermanisches Heilsinnbild des drehenden Sonnenkreuzes

Das Manuskript seines Geheimes-Deutschland-Vortrags vom 14.11.1933 schickte Kantorowicz an George mit der Bitte, es solle wie die beiden Bände der Kaiser-Friedrich-Biografie im Verlag Bondi mit dem Hakenkreuz auf dem Titel gedruckt werden, dem „Staatssiegel‘ des Meisters“, was nach Ansicht des Kantorowicz-Verehrers Raulff „eine politisch-symbolische Geste ersten Ranges gewesen wäre“.² Da diese Bitte zu spät eintraf – George war schon gestorben – blieb sie unerfüllt. Stattdessen wurden während der gesamten Nazizeit neben Kantorowicz‘ Friedrich-Vita von der Zensur unbehelligt zahlreiche Bücher anderer Autoren mit dem Staatssiegel des Meisters verkauft – eine symbolische Geste ersten Ranges? Der Verleger Bondi hatte, weil Verwechslungsgefahr bestand, bereits 1928 öffentlich erklärt, sein Hakenkreuz-Signet „habe nichts mit dem in der politischen Arena verwendeten Hakenkreuz zu tun“; Begründung: das Bondi-Hakenkreuz habe anders als das Kreuz der Nazipartei „mit Politik nichts zu tun“.³ Karlauf teilt anscheinend diese Ansicht und wertet die NS-Verwendung von Georges Polit-Lyrik im *Neuen Reich* als „ideologischen Missbrauch“, zudem glaubt er, das *Neue Reich* enthalte keine „politische Handlungsanleitungen“ und habe deshalb die faschistischen Aktivisten unter seinen Jüngern „enttäuscht“.⁴ Das mag stimmen, aber brauchte man, um für Hitler zu schwärmen, eine lyrische Handlungsanweisung?

Einer der prominentesten Hitler-Schwärmer im George-Kreis war Ernst Bertram, ein schwuler Germanistikprofessor und Verfasser eines populären Buchs über Nietzsche. Bertram hielt zur Vorbereitung der Bücherverbrennung vor seinen Studenten in Köln eine Propagandarede, in der er auch Georges Hakenkreuz würdigte. George sei der Dichter, „der lange vor dem Krieg in bedeutungsvollem Vorgefühl das alte germanische und vorgermanische Heilsinnbild des drehenden Sonnenkreuzes zum Sinnbild seiner Hoffnungen wählte [...] er

¹ Nach Karlauf, S. 604 f.

² Raulff, S. 158 f.

³ Karlauf, S. 578.

⁴ Ebd., S. 579 & 582.

gehört damit auch zu den Ahnen des Heute und Morgen.“¹ Damit sagte er fast dasselbe wie sein Meister, der der Naziregierung mitgeteilt hatte, er beanspruche für sich „die ahnherrschaft der neuen nationalen bewegung“.



Nach dem Geheimen Deutschland: die USA als besserer Verbündeter im Kampf gegen den Kommunismus

Die letzten Jahre vor seiner Emigration in die USA verbrachte Kantorowicz, unterbrochen von zahlreichen Auslandsreisen, in Berlin. Nach der sogenannten Reichskristallnacht erhielt er von seinem schwulen Freund Albrecht Graf von Bernstorff² die Warnung vor der bevorstehenden Verhaftung. Er versteck-

¹ Nach Grünewald 1982, S. 123. – Der Germanist Jan Stottmeister hält Bertrams Gedanken für eine „Unterstellung“. Den Kritikern, die auf den Zusammenhang zwischen Georges und der NS-Ideologie und Symbolik hinweisen, bescheinigt er „bewusst die geschichtlichen Fakten zu verschleiern“ (Stottmeister, S. 331). Dieser Gedanke erinnert stark an Karlauf und Raulff, die beide glauben, die Nazis hätten mit George „Missbrauch“ getrieben.

² Bernstorff war bis 1933 Diplomat an der deutschen Botschaft in London und wurde wegen Dissens mit den Nazis in den vorzeitigen Ruhestand versetzt und betätigte sich

te sich in Stintenburg, dem Stammsitz der Familie Bernstorff und erhielt Ende November über Beziehungen zu Regierungskreise einen Reisepass. Ende Januar 1939 reist er in die USA.¹ Nach kleinen Startschwierigkeiten begann er eine glänzende Karriere als Hochschullehrer an US-Elite-Universitäten, zuerst in Berkeley, dann noch glanzvoller seit 1951 am Institute for Advanced Study der Princeton University.

Hilfreich war gewiss, dass Kantorowicz seit 1931 einen gewissen Weltruhm als Mittelalterforscher erlangt hatte, nachdem seine deutsch-nationalistisch gefärbte Kaiser-Friedrich-Biografie im Ausland überwiegend positiv rezipiert worden war;² nicht nur im faschistischen Italien erschien in diesem Jahr eine Übersetzung, sondern auch in London, so dass er unter englischsprachigen Mediävisten einen hervorragenden Ruf genoss, als er in den USA eintraf.

Den aus der alten Heimat mitgeschleppten ideologischen Ballast – seine nicht erst durch Georges Indoktrination gehegten deutsche Weltherrschaftsvisionen – konnte er offensichtlich leicht und locker aus seinem Bewusstsein tilgen. Was blieb war das Ressentiment gegen den Pöbel aller Nationen und der Hass auf seine Repräsentanten, den Moskauer Weltkommunismus.

Von 1939 bis 1951 lehrte und forschte Kantorowicz, mit kurzer kriegsbedingter Unterbrechung, in Berkeley. Diese Tätigkeit endete mit seiner Entlassung wegen der so genannten Loyalty-Oath-Affäre. Er sollte wie alle Mitarbeiter der Universität vor einer amtlichen Kommission schwören, dass er weder ein Kommunist sei noch jemals eine kommunistische Partei unterstützt habe. Gemeinsam mit einigen anderen Professoren verweigerte er den Eid, wurde entlassen und klagte gemeinsam mit anderen Betroffenen erfolgreich vor dem obersten kalifornischen Gericht gegen das Gesetz.

Diese kämpferische Haltung Kantorowicz‘ wird üblicherweise als Zeichen dafür gewertet, dass sich der einstige Nazisympathisant und Demokratiever-

dann vielfältig im antifaschistischen Widerstand. 1943 sperrten ihn die Nazis dehalb ins KZ und ermordeten ihn im April 1945; vgl. Hansen 1996.

¹ Gudian, S. 132 f.

² So hat etwa der französische Mediävist Marc Bloch nach Erscheinen des Ergänzungsbandes seine verhalten kritische Einstellung in begeisterte Zustimmung verwandelt und sich beim Verlag Gallimard für eine französische Übersetzung der nun zweibändigen Friedrich-Vita eingesetzt; Gallimard brauchte jedoch über fünfzig Jahre bis das Buch im Herbst 1987 erschien. Marc Blochs Initiative hat den Verlag offensichtlich nicht überzeugt. Das gelang erst den beiden prominenten Gallimard-Autoren Michel Foucault und Jacques Le Goff, die in den 1980er Jahren eine kleine französische Kantorowicz-Mode inszenierten. (Schöttler, S. 146 ff.)

ächter unter dem Einfluss der amerikanischen politischen Kultur zu einem kämpferischen Anhänger der bürgerlich-parlamentarischen Demokratie gemausert habe. Tatsächlich war sein politisches Verhalten gegenüber der US-Obrigkeit nur sehr ähnlich passiv opportunistisch wie in Deutschland zur Weimarer Demokratie. Und dass er noch vor dem juristischen Sieg über die Universitätsadministration das Angebot aus Princeton erhielt, deutet man als Zeichen für das gute Funktionieren der amerikanischen Demokratie trotz aller durch den Kalten Krieg bedingten „totalitären“ Tendenzen.

Diese Erklärung halte ich für ergänzungsbedürftig weil einseitig. Sie berücksichtigt zwar korrekt den Gesinnungswandel, der sich in Kantorowicz unter dem Eindruck des deutschen eliminatorischen Antisemitismus, des von eben diesen Antisemiten verlorenen Weltkriegs und der überaus positiven Erfahrung als deutscher Emigrant in Amerika vollzog. Sie vergisst aber die dritte Sache, die Gemeinsamkeit von Nazi-Deutschland bis zum Untergang und den USA der Nachkriegszeit: die Angst vor dem Kommunismus, der die Freiheit (vor allem des freien Unternehmertums, der Wirtschaftsführer) von innen und außen bedroht und die Entschlossenheit, dieser Bedrohung mit allen Mitteln, vor allem mit militärischen zu begegnen. Wenn Kantorowicz gegen die Aufforderung des Universitätspräsidenten Sproul, er solle seinen lebenslänglichen Antikommunismus beschwören, rebelliert, dann deshalb, weil ein Mann von Ehre wie Kantorowicz dies als entwürdigende Zumutung empfinden musste. Das bringt er klar im Antwortbrief an Sproul mit dem Hinweis zum Ausdruck, er habe zweimal in seinem Leben mit der Waffe in der Hand die Linksradi-kalen in Deutschland bekämpft und fühle sich daher über jeden Zweifel erhaben.¹ In dieser Perspektive betrachtet bleibt nicht viel übrig von einem Engagement für das Bürgerrecht auf Meinungsfreiheit gegen die Kommunistenjagd des – ebenfalls schwulen – Senators McCarthy. Kantorowicz kämpfte lediglich gegen den zutiefst kränkenden Verdacht, es gäbe irgendeine Nähe zu seinen lebenslangen Feinden, den Kommunisten.

Die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs, der dank ungeheurer Fortschritte in der Waffentechnik, speziell der Erfindung der Atombombe, unvergleichlich viel grausamer und verlustreicher war als alle vorherigen Kriege, bereitete ihm allerdings Angst vor einem dritten Weltkrieg zwischen seiner neuen Heimat USA und der Sowjetunion. So kam es, dass er – nie öffentlich, nur in Privatbriefen an Freunde und Freundinnen – kritische Töne zur amerikanischen

¹ „My political record will stand the test of every investigation. I have volunteered twice to fight actively, with rifle and gun, the left-wing radicals in Germany.“ (zitiert bei Gudian, S. 170).

Außenpolitik, besonders der Militärpolitik der beiden Präsidenten Eisenhower und Kennedy vernehmen ließ. Das waren zunächst bloße Beschimpfungen (Eisenhower lügt und ist der Dümme, Kennedy ein Narr, schlimmer als Eisenhower, Senator Nixon eine Kröte), wurden aber zur Kubakrise 1962 etwas konkreter – mit leicht linksliberaler Anmutung.¹ Glaubt man dem Biografen Lerner, dann hat Kantorowicz die beiden amerikanischen Kriege gegen die kommunistischen Staaten Korea (1950-53) und Vietnam (seit 1955) nicht kommentiert. Sein Respekt vor den „Russen“ und seine Verachtung für US-Spitzenpolitiker scheint aber seine alte Einstellung zu den Kommunisten in Amerika und anderswo nicht verändert zu haben. Diese Verachtung dürfte ungefähr seiner Einstellung zur Weimarer Republik und ihrem Führungspersonal entsprechen; diese bürgerliche deutsche Demokratie war wie die USA seiner Gegenwart eine Zeit der „Wirren des Interregnums“² und des sehnsüchtigen Wartens auf den messianischen Führer und Erlöser. Nearly nothing had changed.

Auch in seiner Arbeit als Mittelalterforscher blieb er im wesentlichen beim Alten. In seinem Friedrich-Buch von 1927 hatte er schön und klar dargelegt, wie sich der „Tyran von Sizilien“ und „Messiaskaiser“³ Friedrich mit Hilfe seiner Rechtsgelehrten eine Rechtfertigungsideologie für sein König- und Kaisertum zurechtlegte: Einerseits war er wie alle weltlichen Herrscher im Mittelalter ein engelgleiches und gottunmittelbares Werkzeug zum Schutz von Papst und Kirche vor den sündigen Menschen, speziell den Ketzern, und als Inhaber dieses Amtes unsterblich, andererseits war er ein armer Sünder mit sterblichem Leib und unsterblicher Seele wie alle andern auch.

In seinem neuen Werk von 1957, *The King's Two Bodies*, verfolgt Kantorowicz diese Lehre vom Doppelcharakter des Monarchen durch das ganze europäische Mittelalter, beginnend mit den Lehren der Kronjuristen der frühneuzeitlichen englischen Elisabeth I., (deren Verhältnis zum Parlament zu berücksichtigen war) und endend mit der mittelalterlichen politischen Philosophie Dante Alighieris, dem großen italienischen Dichter und Verteidiger seines Stauferkaisers Friedrich II. Das Geheime Deutschland des Friedrich-Buchs ist jetzt ebenso vergessen wie der Widmungsträger Woldi. Die neue Widmung lautet: „D.M. MAXIMI RADIN (MDCCCLXXX-MCML) SACRUM“. Sie

¹ „Thanks to the political reasonableness of the Russians it seems as if we have now avoided war, and Kennedy will probably not gain the satisfaction of his real desire: the invasion of Cuba.“ (Lerner, S. 379).

² Kantorowicz 1936, S. 630.

³ Kantorowicz 1936, S. 195 & 463.

gilt dem Rechtshistoriker und Berkeley-Professor Max Radin, mit dem Kantorowicz in den 1940ern Freundschaft geschlossen hatte. Die Buchstaben D.M. vor dem Namen des Widmungsträgers könnten eine George-Reminiszenz sein, denn George kam in den Briefen seiner Jünger stets als D.M., Der Meister vor.

Nicht arischer Abstammung = Juden & Farbige

Das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933“, mit dem die Nazis das Berufsverbot für Juden und Marxisten im Öffentlichen Dienst durchsetzten, enthält das Wort „Jude“ an keiner Stelle. Im Geburtstagsbrief an George deutet und „beseufzt“ Kantorowicz den Gesetzestext so, dass hier Juden und Farbige auf eine Stufe gestellt werden, denn beide Gruppen seien „nicht-arisch“.¹ Mir kommt es so vor, als würde Kantorowicz nicht so sehr das drohende Berufsverbot wegen seiner Jüdischkeit beseufzen, sonder mehr noch unter der ehrenrührigen Tatsache leiden, dass die Nazis ihn, den Weltkriegshelden und Freikorpskämpfer, mit Farbigen, also mit Afrikanern und Asiaten auf die gleiche Rangstufe stellen.

Kantorowicz' Rassismus war ziemlich subtil und folgte dem unter konservativen Intellektuellen seinerzeit grassierenden sozialdarwinistischen Zeitgeist – kaum vergleichbar mit dem radikalisierten Rassenhass in der deutschen Gesellschaft nach 1933 und in der US-Gesellschaft bis 1963, den Sterbejahr Kantorowicz'.

In seinen letzten Lebensjahren berichteten die US-Medien regelmäßig über den Kampf für Rassenintegration. In Privatbriefen kommentierte Kantorowicz diese Ereignisse mit sarkastischen Nazi-Vergleichen im durchaus antirassistischen Sinn. Zu den Ereignissen in Birmingham, Alabama, wo die Polizei im Mai 1963 Kampfhunde auf eine friedliche Demonstration schwarzer Bürgerrechtler losließ, bemerkte er in einem Brief an das befreundete Ehepaar Panofsky, das sich zu der Zeit in Europa aufhielt, überdreht und irgendwie schwarzhumorig: „Dass ihr Birmingham verpasst habt, ist gut für euren Blutdruck. Ich war schon längst für die Ausrottung der weißen Rasse, würde in

¹ „Verstellen einem die Faten den Zugang zum ‚Reich‘ – und als ‚Jude oder Farbiger‘, wie die neue Wortkoppel lautet, ist man von dem allein rassisch fundierten Staat notwendig ausgeschlossen – so wird man den amor fati aufbringen müssen und ihm gemäß die Entschlüsse fassen.“ (zitiert bei Grünewald 1982, S. 123; bei Gudian, S. 95, das Brieffaksimile in „George-Schrift“.)

den Südstaaten damit anfangen und zudem Alabama und Mississippi an die Black Muslims übergeben.“¹

In seinem Friedrich-Buch von 1927 erzählt er keineswegs kritisch, sondern kühl und sachlich den Quellen folgend von Friedrichs Maßnahmen, um in seinem Königreich Sizilien „eine bessere Rasse hervorzubringen“ und in dem sizilischen „unzuverlässigen Mischvolk[]“ mittels „Züchtung“, das heißt einem „Eheverbot mit Auswärtigen“, des Menschen „bessere Natur“ zu verwirklichen“.²

Genauso sachlich und quellengetreu berichtet er über die zahlreichen männlichen Sklaven an Friedrichs Hof und erzählt dabei die Geschichte von Johannes Morus und dem Kaiser: „Ein andermal ließ er Negerknaben im Alter von 16-20 Jahren aussuchen, die geeignet waren, ein Musikantenkorps zu bilden: sie wurden prächtig eingekleidet und im Blasen von großen und kleinen Silbertrompeten unterwiesen [...] Oftmals werden auch schwarze Kammerknaben erwähnt – Musca und Marzuch hieß ein Paar solcher servitelli nigri – und sie mögen dem Kaiser wiederum den von päpstlicher Seite gegen ihn erhobenen Vorwurf der ‚kaum verborgnen Sodomie‘ eingetragen haben [...] Einer von diesen kleinen Mohrenknaben wird nun wohl jener Knabe gewesen sein, der am kaiserlichen Hoflager selbst aufwuchs und eines der höchsten Staatsämter bekleidete: Johannes Morus. Des Kaisers Auge mag einmal auf diesen im Hofdienst beschäftigten Sohn einer Sklavin gefallen sein: er wurde Kustode der persönlichen Kammer des Kaisers, nahm in dieser schon zu Lebzeiten Friedrichs II. eine bedeutendere Stellung ein, gehörte zur ‚familia‘, erhielt eine Baronie, wurde dann unter König Konrad Vorsteher dieser Kammer, Kommandant der Sarazenenfestung Lucera und schließlich Großkämmerer des sizilischen Königreiches, bis ihn das übliche Los solcher vom Palastdienst zu hohen Staatsämtern emporgestiegenen Sklaven ereilte: er übte Verrat und fand dafür den Tod. Von den Sarazenen selbst, die König Manfred treu geblieben, ward er ermordet, nachdem der Papst den Neger in Huld aufgenommen hatte.“³ Diese Geschichte sagt eigentlich nichts über Kantorowicz‘ Rassismus. Ich habe sie an den Schluss dieses Aufsatzes gestellt, um einen Eindruck von Glanz und Schönheit seiner Prosa zu vermitteln.

¹ „That you missed Birmingham is good for your blood pressure. I have long been in favor of the eradication of the white race and would begin in the South, moreover happily transferring Alabama and Mississippi to the black Muslims.“ (zitiert bei Lerner, S. 379).

² Kantorowicz 1936, S., 225, 253 & 267 f.

³ Ebd., S. 287 f.

Literatur

Aurnhammer, Achim (u.a., Hrsg. 2012): Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch. 3 Bände. Berlin & Boston.

Brackmann, Albert (1930): Nachwort, in: Historische Zeitschrift, Jg. 141, S. 472-478.

Egyptien, Jürgen (2001): Georges Haltung zum Judentum, in: Gert Mattenklott u.a. (Hrsg.) „Verkannte brüder“? Stefan George und das deutsch-jüdische Bürgertum zwischen Jahrhundertwende und Emigration. Hildesheim u.a., S. 15-29.

Ernst, Wolfgang (1996): Das „Geheime Deutschland“ als Dementi des „Dritten Reichs“. Ernst Kantorowicz 1933, in: Ernst Kantorowicz (1895-1963). Poznań, S. 155-164.

George, Stefan (1937; zuerst 1928): Das neue Reich. Berlin.

Grünewald, Eckhart (1982): Ernst Kantorowicz und Stefan George. Beiträge zur Biographie des Historikers bis zum Jahre 1938. Wiesbaden.

Grünewald, Eckhart (1996): Biographisches Nachwort, in: Ernst H. Kantorowicz: Kaiser Friedrich der Zweite. Hauptband. Stuttgart, S. 531-551.

Gudian, Janus (2014): Ernst Kantorowicz. Der „ganze Mensch“ und die Geschichtsschreibung“. Frankfurt.

Hansen, Knut (1996): Albrecht Graf von Bernstorff. Diplomat und Bankier zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus. Frankfurt.

Herzer, Manfred (2005): Eine sehr unvollständige Petentenliste, in: Capri Nr. 37, S. 25-44.

Kantorowicz, Ernst (1936; zuerst 1927): Kaiser Friedrich der Zweite. 11.-15. Tausend. Berlin.

Kantorowicz, Ernst (1997): Das Geheime Deutschland. Vorlesung, gehalten bei Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit am 14. November 1933. Edition von Eckhart Grünewald, in: Robert L. Benson & Johannes Fried (Hrsg.) Ernst Kantorowicz. Erträge einer Doppeltagung. Stuttgart, S. 77-93.

Karlauf, Thomas (2007): Stefan George. Die Entdeckung des Charisma. Biographie. München.

Lerner, Robert E. (2010/2011): Letters by Ernst Kantorowicz concerning Woldemar Ukkull and Stefan George, in: George-Jahrbuch, Bd. 8, S. 157-174.

Lerner, Robert E. (2017): Ernst Kantorowicz, a Life. Princeton & Oxford.

Raulff, Ulrich (2009): Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben. München.

Schneider, Wolfgang Christian (2004): „Heilige und Helden des Mittelalters“. Die geschichtliche „Schau“ Wolframs von den Steinen unter dem Zeichen Stefan Georges, in: Barbara Schlieben (u.a. Hrsg.) Geschichtsbilder im George-Kreis. Göttingen, S. 183-207.

Schöttler, Peter (1997): Ernst Kantorowicz in Frankreich, in: Robert L. Benson & Johannes Fried (Hrsg.) Ernst Kantorowicz. Erträge einer Doppeltagung. Stuttgart, S. 144-161.

Stottmeister, Jan (2014): Der George-Kreis und die Theosophie. Mit einem Exkurs zum Swastika-Zeichen bei Helena Blavatsky, Alfred Schuler und Stefan George. Göttingen.

Von den Steinen, Wolfram (1923): Staatsbriefe Kaiser Friedrichs des Zweiten. Breslau.

Giovanni Dall'Orto

Der Beitrag der Schwuchteln zu unseren Geschichten. Italienische Homosexualitäten¹

Möglicherweise bedeutet das Vorhandensein eines mediterranen Modells der Sexualität, interkontinental und mit eigenartigem diskursiven Ausdruck, eine Alternative zum nordwestlichen identitären Paradigma, das bisher auf dem Feld der „gay and lesbian studies“ vorherrschend war. Die Möglichkeit einer solchen Alternative wurde bereits in mehreren Arbeiten untersucht.²

Ein fest eingewurzelter Geschichtsmythos

Eine der wirkmächtigsten Mythen der gegenwärtigen Geschichtsforschung zur Homosexualität ist der vermeintliche „modern homosexual“, von dem es heißt, Mediziner und Psychiater hätten ihn im neunzehnten Jahrhundert „konstruiert“. Dieser Mythos ist spätestens seit Eve Kosofsky Sedgwick's Einwand entzaubert, die 1990 schrieb:

„Die Struktur moderner Definitionen des Homo/Heterosexuellen ist nicht durch Ersetzung oder Abschaffung eines bestimmten Modells und das konsequente Verschwinden eines anderen gekennzeichnet, vielmehr ist sie charakterisiert durch Relationen, die von dem naturwüchsigen Nebeneinander unterschiedlicher Modelle in der Zeit, in der sie koexistieren, aktiviert werden.“³

Ungeachtet dieser Klarstellung wird der Mythos von „einem“ gesellschaftlich konstruierten „modernen Homosexuellen“ in den meisten Darstellungen zur Geschichte der Homosexualität akzeptiert.

Der vorliegende Aufsatz soll zu dieser Debatte beitragen, indem er zeigen will, wie in der Vergangenheit und in der Geschichtsschreibung zur gleichgeschlechtlichen Liebe verschiedene Taxonomien der Homosexualität existierten, von denen einige heute noch vorhanden sind und sich in unterschied-

¹ Der folgende Text ist die überarbeitete Fassung von Kapitel 53 von Dall'Orto's Buch *Tutta un'altra storia. L'omosessualità dall'antichità al secondo dopoguerra*, Milano 2015. Unter dem Titel „What Fairies Have to Tell our Stories“ bildet er das Kapitel 4 von *Homosexuality in Italian Literature, Society, and Culture, 1789-1919*, Newcastle upon Tyne, UK 2017. Die Capri-Redaktion hat ihn aus dem Englischen übersetzt.

² Francisco Vázquez García & Richard Cleminson, *Los invisibles. Una historia de la homosexualidad masculina en España, 1850-1915*, Granada 2011, S. 288.

³ Eve Kosofsky Sedgwick, *Epistemology of the Closet*, Berkeley u.a. 2008 (zuerst 1990), S. 47.

licher Weise entwickelt haben. Ich möchte zeigen, dass es sich bei der rigiden Aufeinanderfolge von „epistemologischen Brüchen“, die viele Historiker für eine zutreffende Tatsache halten, um eine ideologische Konstruktion handelt: Unterschiedliche Konzepte dessen, wie ein männerliebender Mann zu etikettieren sei, koexistieren in der gesamten Geschichte, zu jedem denkbaren Zeitpunkt. Etwas wie den „modernen“ Homosexuellen gibt es nicht nur deshalb nicht, weil die Eigenschaften, die wir als „modern“ definieren, selbst im Mittelalter und in der römischen Antike nachweisbar sind, sondern vor allem, weil es nie nur eine überall akzeptierte Taxonomie der Homosexualität gegeben hat. Selbst heutzutage lebt die große Mehrheit derer, die andere Männer lieben und begehren (in China, Indien, Afrika, Lateinamerika...) mit Taxonomien und Lebensstilen, die nichts mit jener „homosexuellen Rolle“ gemein haben.

Was mit viel Anmaßung „moderner Homosexueller“ genannt wird, ist kurz gesagt nichts als der „gay“ Lebensstil von weißen, wohlhabenden, angelsächsischen, großstädtischen, männlichen Schwulen aus der Mittel- und Oberklasse, die die (hauptsächlich) in den USA der 1970er Jahre entstandene Gay Movement schufen und die sich selbst als Maßstab jedweder Schwulengeschichte und als lebendes Rollenmodell für den Rest der Welt sahen. Alles, was ihr Level nicht erreichte, sei es nun gay, oder später queer, war nicht „modern“, gerade so, als wäre die Mehrheit der Weltbevölkerung mit ihren vielfältigen homosexuellen Lebensformen, Rollen und Taxonomien nicht befugt zu „wahrer“ Modernität und besonders nicht zu „wahrer“ Homosexualität.

Indes hat Italien wie viele andere Länder eine lange Geschichte konkurrierender homosexueller Rollen¹, die alle nicht der mythischen Rolle des „modernen Homosexuellen“ entsprechen. Hier in Italien impliziert sogar die Bedeutung der Wörter „homosexuell“ oder „gay“ Anderes in geografischer, kultureller und klassenanalytischer Sicht. Man ist in Mailand oder Florenz oder auf Sizilien oder Sardinien nicht auf gleiche Weise „homosexuell“. Dennoch gelang es der italienischen Schwulenzbewegung lange Zeit, diese diversen Sichtweisen auf das „was ein Homosexueller ist“, zusammenzubringen. So erwies sich einmal mehr, dass Wörter vor allem Namensschilder sind, die wir beliebig allem möglichen anheften können: Namen sind niemals *essentia rerum*. Wörter mögen in verschiedenen Ländern (oder Gesellschaftsklassen, geschichtlichen Situationen, Kontexten usw.) Unterschiedliches bedeuten und bezeichnen. Niemals jedoch „kreieren“ sie oder „konstruieren sozial“ irgendetwas.

¹ Ich beziehe mich hier auf den bedeutenden Aufsatz von Mary McIntosh: „The homosexual role“, in: *Social Problems* Vol. 16 (1968), S. 182-192.

„Are you gay?“ – „No, I’m a man“

In einem Interview von 2012 erzählte der puerto-ricanische Boxer Orlando Cruz, der weltweit erste Berufsboxer mit Comingout, der Zeitung *USA Today Sports* wie er vor dem Kampf um die Golden-Boy-Promotions-Preis im Jahr 2009 von dem Promoter Oscar De La Hoya mit einer Frage erschreckt wurde.

„Oscar fragte mich vor dem Kampf: ‚Wirst du den Leuten erzählen, dass du gay bist?‘ Ich sagte mir: ‚Ach du meine Güte! Er weiß Bescheid.‘ Zu ihm sagte ich: ‚Nein, ich bin ein Mann.‘ Damals war ich noch nicht so weit.“¹

Hierbei ist interessant, dass der Promoter den Boxer nach seiner *sexuellen Orientierung* fragt, Cruz jedoch mit dem Hinweis auf seine *Geschlechtsidentität* und seine *Geschlechtsrolle* antwortet. Er brachte so zum Ausdruck, dass es in seinem Denken keinerlei Differenz zwischen diesen drei Aspekten gibt. In der Vorstellungswelt, die für Cruz gilt, ist ein Mann durch einen anatomisch maskulinen Körper gekennzeichnet und *deshalb* sexuell auf Frauen orientiert. Die logische Folge davon ist, dass du *kein* Mann bist, wenn du zwar einen maskulinen Körper besitzt, aber Frauen nicht begehrt.

Sizilien 1939

An eine solche Taxonomie werden wir erinnert, wenn wir Briefe sizilianischer „Päderasten“ lesen, die man 1939 unter der Faschistenherrschaft zur Verbannung auf eine kleine Insel verurteilt hatte. Sie verlangten Begnadigung mit dem Argument, sie seien keine Homosexuellen, denn sie seien ... „aktiv“.²

So schreibt beispielsweise Giuseppe S., der abstreitet, jemals in seinem Leben Sex mit Männern gehabt zu haben: „Ich bin 100% ein Mann und ich kann es sogar beweisen“ (sono uomo al cento per cento, capace di darne prova se necessario). Der verheiratete Analphabet und Ziegenhirt Salvatore S., argumentiert, als Vater von drei Söhnen sei er aktiv und nicht passiv, weshalb er kein „Päderast“ sein könne. Der 20-Jährige verspricht, er werde sobald wie möglich heiraten und damit „beweisen, dass er ein echter Mann ist“ (dare la prova di essere un vero uomo) und folglich kein Homosexueller sein könne. Dies alles entspricht ziemlich genau der Antwort, die 75 Jahre später Orlando Cruz gab.

¹ Jon Saraceno: Gay boxer Orlando Cruz struggled with coming out, in: *USA Today*, 18.10.2012: <https://www.usatoday.com/story/sports/boxing/2012/10/18/orlando-cruz-gay-boxer/1642373/> (gesehen am 22.1.2018).

² Alle Zitate in diesem Kapitel entnahm ich meinem Aufsatz „Credere, obbedire, non battere“, in: *Babilonia* (Milano), 26.5.1986, S.13-17.

Die Gnadengesuche hatten die Begründung für die Strafe – die faschistischen Rassenschutzgesetze (*Leggi razziali*) – missverstanden, denn diese Gesetze sollten die „Reinheit“ der italienischen „Rasse“ vor Juden und Homosexuellen schützen, während in den Gesuchen von der vollen Virilität der Verurteilten die Rede war. Dies war jedoch nicht der entscheidende Punkt.

Oder vielleicht doch? Alfonso Molina, ein Justizbeamter in Catania, schrieb zu den meisten Fällen der zur Deportation vorgesehenen 46 *pederasti* nach den *Leggi razziali* Urteilsbegründungen, in denen von „den Päderasten und ihren Bewunderern“ (*il pederasta ed il suo ammiratore*) die Rede ist und so eine Unterscheidung von Päderasten (die „wahren“ Homosexuellen) und Bewunderern kreiert wird. Letztere sollten wohl lasterhafte heterosexuelle Verführungsoffer sein.

Über den Angeklagten Antonio F. schreibt Molina, er habe „eingestanden, sein Laster praktiziert und einen schweren Skandal verursacht zu haben, sowie eine Gefahr für die jungen Männer vom anderen Geschlecht“ darzustellen (*Confessa il suo vizio e lo pratica con grave scandalo e pericolo per i giovani dell'altro sesso*) Wie? „Vom anderen Geschlecht“? Ganz richtig: Junge Leute, die Sex mit Päderasten haben, gehören zu einem anderen Geschlecht, oder mit anderen Worten: Päderasten, die Sex mit Männern haben, sind keine Männer. Einmal mehr finden wir hier jenen Standpunkt, den, wie oben erwähnt, Cruz in seiner Antwort eingenommen hat.

Das ist kein Versehen. Er schreibt über ein anderes Opfer seiner Repression: „Er gestand sein Laster, sich dem Begehren der Männer hinzugeben“ (*si è abbandonato al suo vizio, sottoponendosi ai voleri del maschio*); über einen weiteren Häftling schreibt Molina, „er gab sich dazu her, die Stellung einer Frau einzunehmen“ (*si è adattato a farla da femmina*); über noch einen anderen heißt es: „Anfangs widerstand er dem Verlangen der Männer, schließlich aber ergab er sich schamlos der Päderastie“ (*da principio resistette ai voleri die maschi, ma poi si dedicò senza ritegno alla pederastia*).

Damit noch nicht genug, nennt Molian alle Homosexuellen, die er bestrafen wollte, „passive Päderasten“. „Aktiv-“ und „Päderast-Sein“ waren in seiner Vorstellung derart große Gegensätze, dass niemand dafür bestraft wurde, aktiver Päderast zu sein. Über eines seiner Opfer schrieb Molina, er habe „Verrat an seinem eigenen Geschlecht geübt!“ (*ha tradito il suo sesso!*).

Es ging so weit, dass Francesco I. gekränkt schrieb, er habe als verheirateter Vater „eindeutig bewiesen, ein vollkommen aktiver Mann zu sein und nicht passiv, wie der Richter über mich gesagt hat“ (*ho dato prova certa d'essere uomo e proficuo attivo, e non passivo come la commissione ebbe a dire*).

Besonders bemerkenswert ist, dass Francesco keineswegs bestreitet, ein Homosexueller zu sein – das war ein ihm unbekanntes Konzept –, er wollte bloß nicht als Passiver gelten.

Bereits John Addington Symonds (1840-1893) berichtete, als er über die Gondolieres in Venedig schrieb, die sich prostituierten:

„Die venezianischen Gondolieres sind an diese Begehren so sehr gewöhnt, dass sie über solche Capricen mit flüchtigen Liebhabern kaum nachdenken oder ihnen Beachtung schenken – allerdings in bestimmten Grenzen, die gemäß einem alten aber strengen Ehrenkodex, akkurat gezogen sind. Es gibt gewisse Dinge, zu denen sich kein Mann mit Selbstachtung hergibt, und jeder Versuch einer Grenzverletzung stößt auf entschiedenen Widerstand.“¹

Da er solche Handlungen unterließ, vermied der Gondoliere, sich für einen Päderasten, eine Schwuchtel oder was auch immer zu halten.² Dergestalt konnten viele Männer mit homosexueller Präferenz für sich beanspruchen, sie hätten bewiesen, keine „Päderasten“ zu sein, da sie geheiratet und Nachwuchs gezeugt haben. War dies geklärt, konnten sie sich an andere Männer auf dem Sexmarkt verkaufen oder für eigenen Bedarf andere kaufen, ohne sich selbst für homosexuell zu halten.³ Die Vorstellung eines „Homosexuellen“ war, wie gesagt, in ihrer Kultur inexistent.

Ich möchte hier erneut betonen, dass das Fehlen eines Wortes zur Bezeichnung eines Phänomens keinesfalls die Abwesenheit dieses Phänomen impliziert. Obwohl die „mediterrane“ Homosexualitätskonzeption keine Vorstellung von „sexueller Orientierung“ enthält (wohl aber den Glauben an die Heterosexualität als angeborenen Instinkt, passend zum Körper und genetisch kodiert), hat man in der italienischen Umgangssprache das Verb *sentire* (fühlen) im Sinne von „sich sexuell angezogen fühlen“. So finden sich in den oben erwähnten Briefen von 1939 die Beteuerungen der Deportierten, sie könnten

¹ *The Memoirs of John Addington Symonds*, London 1984. Ich zitiere von Rictor Nortons Website: <http://rictornorton.co.uk/symonds/memoirs.htm> (gesehen am 23.1.18).

² George Chauncey erwähnt ein ähnliches Muster in seinen Forschungen über New York City im 19. Jahrhundert: *Gay New York*, New York 1994.

³ George Chauncey dokumentiert in seinem Buch *Gay New York* noch für das frühe 20. Jahrhundert Beispiele von Seeleuten, die ihre Körper für Sex an andere Männer verkauften und eine komplette heterosexuelle/normal-männliche Identität vorwiesen, indem sie die „passive“ Rolle ihren Kunden zuwiesen, so dass nur diese Kunden zu homosexuellen/schwulen/queeren Personen gemacht wurden.

„die Frau fühlen“. Daher kann von *Fühlen* gesprochen werden, anstelle von *Orientierung*. Die Bedeutung ist beide Male die gleiche.

„Mediterrane“ Homosexualität

Der Ausdruck „mediterrane Homosexualität“¹ findet sich mindestens seit den 1980er Jahren in der Literatur. Zuerst – soweit ich sehe – in Frankreich rezipiert, wo man nach einer Definition für eine sonderbare Vorstellung von Homosexualität suchte, die in den agrarisch und patriarchalisch geprägten Gesellschaften rund ums Mittelmeer verbreitet ist und mit der Bezeichnung „gay“ oder „homosexuell“ nicht angemessen bezeichnet wird, hingegen aber bei vielen französischen Homosexuellen der zweiten Einwanderergeneration aus dem Maghreb im Schwange ist.²

In dieser Konzeption ist besonders bemerkenswert, dass die Definition von „homosexuell“ mehr zur sexuellen Rolle und/oder Geschlechtsrolle (beide Rollen sind, wie gezeigt, dasselbe) passt als zur „sexuellen Orientierung“: „Diese Tradition des Experimentierens mit Sex unter Männern geschieht in praktischer und nicht in identitärer Perspektive.“³

¹ Siehe mein Lemma „Mediterranean homosexuality“ in: *Encyclopedia of homosexuality*, Vol. 2, hrsg. von Wayne Dynes & William Percy, New York 1990, S. 796-798.

² Zur französischen Diskussion siehe *Masques* Nr. 18 (1983), besonders die beiden Aufsätze von Gennaro Carrano und Pino Simonelli über Neapel: „Un mariage dans la baie de Naples“ und „Naples ville travestie“, S. 106-116.

³ Garcia & Cleminson: *Los invisibles* 2011, S. 287. – So wird erklärlich, warum in den subalternen Gesellschaftsklassen im ganzen 20. Jahrhundert, als schwule Prostituierte nicht in „femininer“ (d.i. passiver) Geschlechtsrolle agierten, dieser Sex als eine eher ökonomische Angelegenheit betrachtet wurde, die mit „sexueller Orientierung“ nichts zu tun hatte. Die reichen Kunden der Stricher „waren“ homosexuell (was bis zum Ausstellen der eigenen Homosexualität als Klassenprivileg ging), die Armen „hatten Sex mit“ Homosexuellen. Daher hatten die Homosexuellen aus den arbeitenden Klassen nur Zugang zur Identität einer *checca* oder *ricchione* (Schwuchtel, Tunte), was auf einer Geschlechtsrolle und nicht auf einer sexuellen Orientierung basierte. Riccardo Peloso erzählte von der Lage in Rom nach dem Zweiten Weltkrieg: „Die Männer aus den Vorstädten kamen und fragten: ‚Bist du ein schwuler Kerl oder eine Tunte?‘ (Tu sei frocio o checca?). Die Tunten waren wegen ihrer Effeminiertheit verachtet, der schwule Kerl wurde respektiert, weil sie spürten, dass eine Art Gleichheit zwischen ihnen bestand.“ (Andrea Pini: *Quando eravamo froci*, Milano 2011, S. 281) Ähnliches finden wir im New York der Zwischenkriegszeit, wo die Männer der unteren Klassen – anders als die Mittelklasse-Männer – das Konzept „homosexuell“ nicht verwendeten, sondern „*fairy*“ (ein eher effeminiertes Schwuler), „*queer*“ (ein eher nicht-effeminiertes Schwuler) und „*man*“ (ein Mann, mit gelegentlichen schwu-

Diese Rollen können als Weiblichkeits-Performanz bis zum vollständigen Transvestitismus gesteigert werden, was jedoch – anders als bei einer Geschlechtsumwandlung – nicht notwendig Ausdruck einer Geschlechtsidentität ist; es kann eher zur „Berufskleidung“ gehören, mit der leichter „Männer“ anzulocken sind. Transvestitismus ist so oft ein nützliches Mittel zur Symbolisierung der Position, die man im Geschlechtsverkehr einnehmen möchte, und kein Ausdruck einer Geschlechtsidentitätsstörung.

In solchen Kontexten entstehen homosexuelle Subkulturen nur unter denen, die sich anal penetrieren lassen, während die anal Penetrierenden für „Männer“ gehalten und nicht zu diesen Subkulturen gehörend, sondern als quasi Durchreisende angesehen werden. Die meisten Homosexuellen, die sich diesem Typ von Subkultur zugehörig fühlen, sind entsetzt bei dem Gedanken an Geschlechtsverkehr zwischen zwei Passiven, was öfter als „Lesbensex“ bezeichnet wird.

Die Wahl des Ausdrucks „mediterran“ ist m. E. nicht ganz glücklich, denn diese Taxonomie gibt es in ganz Lateinamerika, was wirklich nicht zu den Mittelmeeranrainern gehört.¹ Zunächst war der Ausdruck durchaus passend, da die Diskussion ausschließlich Süd-Europa und Nord-Afrika betraf. Indes wenden wir diesen rein geografischen Begriff auf Ideen an, die in patriarchalen und homosozialen Kontexten, wo Männer und Frauen im Alltagsleben sehr wenig interagieren (es sei denn, sie sind verwandt), weit verbreitet sind und wo die Jungfräulichkeit der Frauen als hoher, oft sogar obsessiv hoher Wert gilt.

Unter diesen gesellschaftlichen Bedingungen kann es als geringeres Übel angesehen werden, wenn junge Männer, die zu arm sind, um eine Frau zu heiraten und/oder Prostituierte zu bezahlen, eine Zeit „transitorischer Homosexualität“ durchmachen und sich untereinander oder mit „Homosexuellen“ befriedigen, die die exklusiv „passive“ Rolle spielen. Einzige Bedingung ist dabei vollständige Geheimhaltung. Das wird als bessere Alternative zum Risiko gesehen, dass die Jungs die Frauen verführen oder vergewaltigen. Dies Konzept war in Italien noch bis in die 1970er Jahre hinein verbreitet – mit Schwerpunkten in den südlichen Landesteilen und in den Milieus der unteren Klassen. Dann unterbrach die „sexuelle Revolution“ dieses Schema im Zeitraum

len Kontakten, bei denen er „aktiv“ war) unterschieden (vgl. Chauncey: *Gay New York*, New York 1995, chapters 3 und 4).

¹ Vgl. Stephen Murray: *Male homosexuality in Central and South America*, New York 1987.

nur einer Generation, als junge Männer heterosexuelle Partnerinnen fanden, die sie nicht bezahlen mussten.¹

„Päderasten“ und „Männer“

Wenn wir sagten, die Unterscheidung Päderasten/Männer ist vielerorts verbreitet, dann müssen wir hinzufügen, dass Historiker sie normalerweise vernachlässigt haben.²

Die folkloristische und mediterrane Taxonomie ist nicht nur alternativ zum behaupteten „medizinischen Diskurs“, sie unterscheidet sich auch deutlich von jenem Diskurs, den homosexuelle Aktivisten mehr als ein Jahrhundert hindurch für wahr hielten.³ In mediterraner Taxonomie sind die Wörter „aktiv“ und „männlich“ genauso Synonyme wie „männlich“ und „heterosexuell“, denn von einem „echten“ Mann wird erwartet, dass er Frauen liebt. Der „Päderast“ liebt hingegen keine Frauen, sondern Männer nach Frauenart. „Deshalb“ muss er weiblich sein oder genauer, ein Weibmann (*femmenella*). Am klarsten hat Pier Paolo Pasolini diese Vorstellung formuliert, als er zwei Aktivisten der französischen Homophilenbewegung kritisierte:

„So geht aus ihrem Buch – jedenfalls implizit – hervor, dass ein Homosexueller andere Homosexuelle liebt und begehrt. Doch in Wahrheit liegen die

¹ Besonders bezeichnend sind in dieser Hinsicht Pier Paolo Pasolinis Texte aus diesen Jahren. Er ging so weit, diesen gesellschaftlichen Wandel als „Völkermord“ (an Homosexuellen) zu definieren; vgl. Pasolini: *Freibeuterschriften*, Berlin 1978, S. 120. – Vgl. ferner meinen Aufsatz „Contro Pasolini“, in: *Desiderio di Pasolini*, ed. Stefano Casi, Torino 1990, S. 149-182; online auf: Academia.edu.

² Lorenzo Benadusi („La storia dell’omosessualità maschile“, in: *Rivista di sessuologia*, Jg. 1, 2007, S. 21-35) bringt sogar die Konzepte „mediterrane Homosexualität“ und „sotadischen Liebe“ durcheinander. Letzteres wurde im Jahr 1886 von dem exzentrischen britischen Literaten Richard Francis Burton (1821-1890) ersonnen. Für Burton war Homosexualität kein Kulturphänomen, wie es Taxonomien zu sein pflegen; er verfolgte vielmehr einen rassistischen Ansatz und postulierte, dass ein nicht-kulturelles Phänomen (das Klima) die Bewohner mancher Regionen wie die Küsten des Mittelmeers zu homosexuellen Geschmacksrichtungen geneigt mache. Nordeuropäer hielt er nicht für betroffen.

³ Wir sollten eine weitere Taxonomie nicht übersehen: die religiöse. Während sich in der „mediterranen“ Taxonomie alles um die Art der Handlung dreht (der Penetrierende = gut, der Penetrierte = schlecht) und es bei den Schwulenaktivisten und Medizinern um sexuelle Orientierung geht, rückt in der religiösen Taxonomie die Qualität des Aktes in den Mittelpunkt: gleichgeschlechtlich ist er stets schlecht, gemischtgeschlechtlich kann er entweder schlecht oder legitim sein; hier gibt es nur eine sexuelle Orientierung: die ordnungsgemäße.

Dinge ganz anders: Der gewöhnliche Homosexuelle (zumindest in den Mittelmeerländern) liebt und begehrt den Hetero-Mann. Dieser Heterosexuelle muss bereit sein für eine homosexuelle Erfahrung, seine Heterosexualität darf dabei nicht infrage gestellt werden. Er muss ‚Mann‘ sein.“¹

Somit ist in dieser Taxonomie nicht der Heterosexuelle das Gegenteil des Homosexuellen, sondern der „Mann“ (*maschio, macho*), und zwar in einem Ausmaß, dass es mitunter nicht ungewöhnlich ist, von älteren Homosexuellen Äußerungen zu hören wie: „Nein, der da ist kein Homosexueller, er ist ein Mann!“²

Dabei ist allerdings klar: das Gegenteil des „Mannes“ in jedem schwulen Geschlechtsverkehr kann definitiv nicht eine „echte“ Frau (*femmina*) sein, weshalb wir es hier mit einer Quasi-Frau, einer Halb-Frau (*femmenella, mezzafemmena*) zu tun haben, die aufgrund ihrer Unvollkommenheit als eine Parodie und als verachtenswert gilt.

Wir alle bringen unser Homosexuellsein nach Konventionen und Gewissheiten aus, die in der Kultur gelten, in der er/sie sozialisiert wurde, ferner sind entscheidend die Möglichkeiten, die ihm/ihr geboten werden. Daher wählten, angesichts der gesellschaftlichen Option, entweder ein „Mann“ (verheiratet und ein geheimes queeres Leben führend) oder eine „femmenella“ zu sein, die meisten unserer Vorfahren die erste Alternative, einige, besonders diejenigen mit einer Transgender-Identität wählten die andere.

Bedauerlicherweise waren die meist analphabetischen Bauern und Arbeiter im 19. Jahrhundert nicht in der Lage, Texte mit ihrer Sicht auf die Männerliebe zu hinterlassen. Dennoch besitzen wir einige Dokumente, in denen jene Men-

¹ Pasolini: *Freibeuterschriften*, Berlin 1978, S. 119. – Eine Kritik dieser Mentalität ist in Mario Sigfrido Metallis Aufsatz „La bramosia del maschio ruspante“ enthalten, in: *Ompo* (Fratocchie), Jg. 6 (1980), S. 60. Diese Mentalität ist weit davon entfernt, unter dem Druck der „gay revolution“ zu verschwinden, vielmehr verwandelte sie sich in etwas anderes, was etwa an der entsetzlichen Menge an Pornofilmen abzulesen wäre, die auf die totale Heterosexualität der Männer abhebt, die vor der Kamera Sex miteinander haben. Eine der Produktionsfirmen nennt sich sogar *Broke Straight Boys*.

² Interessante Beispiele dieser Mentalität finden sich in den Interviews, die Andrea Pini in *Quando eravamo froci* gesammelt hat. Sogar der Buchtitel („Als wir Schwuchteln waren“) spielt auf diese Taxonomie an, die mehrere der Befragten verwendeten, indem sie *froci* (Schwuchteln, Schwule) von *maschi* (Männer) unterschieden. Und wieder zeigt sich: Kamen die Befragten aus eher südlichen Gegenden, dann betonten sie diese Unterscheidung besonders stark; Rom liegt ungefähr im Grenzgebiet zwischen beiden Taxonomien.

talität zum Ausdruck kommt. Das entlastete Historiker der Mittelklasse-Homosexualität von der vergeblichen Anstrengung, den Heiligen Gral der Geburt des „ersten“ Homosexuellen zu finden und dabei zu vergessen, nach der Geburt der ersten *frocio*, *finocchio*, *cupio*, *recchione*, *arruso*, *busone* (deutsch: Schwuchtel, Tunte, Schwuler, Hinterlader, Spinatstecher) zu fahnden, also danach, wann und wo diese „homosexuellen Rollen“, die der erdrückenden Bevölkerungsmehrheit sehr vertraut waren, geboren wurden. Gewiss waren auch sie gesellschaftlich konstruierte Rollen, sie bleiben aber auf den Radarschirmen der „Sozialkonstruktivisten“, die nur an der herrschenden Klasse interessiert sind, unbeachtet.

Die Kluft zwischen „medizinischem Diskurs“ und „populärem Diskurs“ könnte Ursache sein für die deutlichen Unterschiede in den Erzählungen, die Laura Schettini bei ihren Studien zu italienischen lesbischen Frauen am Beginn des 20. Jahrhunderts aufgezeichnet hat:

„Wir finden zwei Arten des Sprechens über eine Biografie, die scharf unterschieden sind. Zeitungen und wissenschaftliche Literatur [...] schrieben über Frauenliebe mit unterschiedlichen Ausdrucksweisen.“¹

Unter den alten Geschichten, die Schettini zu neuem Leben erweckte, scheint der Bericht über Soccorsa Cassone, ein junges Mädchen aus Neapel, zu den interessantesten zu gehören. Sie geriet mehrmals in die Schlagzeilen der Zeitungen wegen ihrer „Hartnäckigkeit“ beim Tragen von Männerkleidung – ein weibliches Pendant zu den *femmenellas*.²

Ebenfalls mehr Aufmerksamkeit verdient m.E. die „*sbraia*“ in Calabrien. Das ist eine soziale Rolle, die einst in ländlichen Gemeinschaften existierte, eine „eingeschworene Jungfer“ mit männlichem Habitus in Männerkleidern, die sich so weitgehend als Mann verhielt, dass sie eine andere Frau als ihre Lebenspartnerin wählte.³ Sogar unter Prostituierten fanden Forscher um 1900 lesbische Beziehungen, die gemäß der Mann/Frau-Binarität gestaltet waren⁴

¹ Laura Schettini: *Scritture variabili. L'amore tra donne nella stampa popolare e nella letteratura scientifica durante i primi decenni del Novecento*, in: *Fuori dalla norma. Storie lesbiche nell'Italia del primo Novecento*, hrsg. von Nerina Milletti und Luisa Passerini, Torino 2007, S. 199.

² *Fuori dalla norma*, Torino 2007, S. 197-199.

³ Nerina Milletti: „Calavrisella mia, facimmo 'amuri? La storia delle lesbiche contadine italiane attraverso le tradizioni orali“, in: *Quir: mensile fiorentino di cultura e vita lesbica e gay, e non solo*, Jg. 11 (1994), S. 23-26. Online: <http://www.cultura.gay.it/saggio/88> (gesehen am 27.1.18).

⁴ Siehe: Antonino Cutrera: *La mala vita di Palermo*, Palermo 1900, S. 30-31.

und anscheinend derart „natürlich“ wirkten, dass schwule Männer der unteren Klassen sie kopierten.

„’O spusarizio masculino“

Über die ausdrückliche öffentliche Akzeptanz der Frauenrolle bei Männern berichtete der Anthropologe Abele De Blasio (1858-1945) in seinem Buch *Usi e costumi die camorristi* von 1897, indem er eine „’O spusarizio masculino“ (Heirat zweier Männer) in Neapel beschreibt:

„Professionelle passive Päderasten haben in der Unterwelt Spitznamen wie *femminelle*, *ricchioni* oder *vasetti* [...] Wenn die *ricchioni* ins Pubertätsalter kommen, fühlen sie ein Bedürfnis, sinnlich genossen zu werden, und sobald sie einen *ommo ’e mmerda*¹ (aktiver Päderast) gefunden haben, lieben sie ihn mit wahrer brennender Leidenschaft, die das Gepräge echter eifersüchtiger Liebe trägt. Der *vasetto* ist stolz auf seine Eroberung, überschüttet seinen Liebhaber mit Zärtlichkeiten aller Arten und setzt alles daran, genügend Geld für einen Altar zusammenzubekommen, auf dem er sich ihm opfern will.

Der Ort für die Opferungszeremonie ist meist eine schmutzige Kaschemme, in der zu einem festgelegten Zeitpunkt der Liebhaber, Drehorgel- und Gitarrespieler, sowie ein Schwarm von *ricchioni* die scheue Braut umringen. Nach einem erotischen Ballet wünschen die alt erfahrenen Gäste dem glücklichen Paar eine gute Nacht. Doch vor dem Abschied werden sie von der Braut der Tradition gemäß mit *tarallucci e vino* bewirtet. Am nächsten Tag kauft der *anziano* (eine Art Oberhaupt der *ricchioni*) bei einem Straßenhändler Kaffee und Milch und bringt das Getränk dem jungen Paar, um bei dieser Gelegenheit das Brautbett nach Spuren eines ordnungsgemäßen Vollzugs der Brautnacht zu durchsuchen.²

Am Abend nach den Flitterwochen, die höchstens 24 Stunden dauern, begibt sich das Opfer der Zeremonie auf eine Wanderung durch die reicheren Viertel der Stadt, um nach Art der Prostituierten einen Freier zu finden, der zu dem Don Luigi Caprinolo gehörenden Wirtshaus „’o capo tammuro“ [Zum Tam-

¹ „Mann der Scheiße“. – Die abfällige Benennung auch des „aktiven“ Partners zeigt hier, dass eine vollständige Äquivalenz zwischen Männern, die Sex mit Frauen, und solchen die Sex mit *femmenellas* haben, allenfalls in der Theorie bestand und mit der damaligen Realität nichts zu tun hatte. Männer sexuell zu penetrieren war *nicht* das gleiche wie Frauenpenetration.

² Damit wird die traditionelle Untersuchung des Brautbetts parodiert, die Blutflecke als Beweis für die korrekte Defloration der jungfräulichen Braut in der Hochzeitsnacht auffinden sollte.

bourmajor] oder, wenn er als „sauber“ einzuschätzen ist, in Donna Benedettas Bordell „’a turrese“ [Zum Griechen-Turm] gebracht wird. Und während der Freier sich dort suhlt, „wohin nie das Tageslicht fällt“, stiehlt ihm ein anderer Schuft, der sich unter dem Bett versteckt hielt, die Brieftasche oder andere Wertgegenstände. Unsere *femminelle* führen sich tagsüber wie die Hausfrauen auf, später, zur verabredeten Stunde gehen sie ans Fenster und erwarten ihre Liebhaber. Viele *vasetti* schminken sich, speziell die Augen, um anziehender zu wirken, andere schmücken sich mit einem Schönheitspflasterchen, viele stopfen ihr Hinterteil und ihre Brust mit Baumwolle aus, um diese Körperteile größer erscheinen zu lassen. Manche hören auf Frauennamen. Alles Geld, das sie mit ihrer verabscheuungswürdigen Arbeit verdienen, geben sie ihrem Zuhälter.“¹

„Andropornii“²

Am 12. April 1904 läutete die Polizei an der Tür eines diskret verborgenen Bordells im neapolitanischen Ortsteil Vasto, das eine Person leitete, die sich „La Signora“ nannte. Für sie arbeitete „ein Schwarm von Kupplern, die damit beschäftigt waren, in der Umgebung von Hotels und Cafes Kunden anzulocken, die aktiven Analverkehr wünschten (l’elemento attivo)“³:

„Obwohl *La Signoras maison* jedermann offenstand, musste man am Eingang eine Karte zeigen, ihre Visitenkarte, die nicht mit einem Wappen, sondern mit einer verabredeten, täglich wechselnden Markierung versehen war und, als ob dies noch nicht genügte, musste der Kunde, um eingelassen zu werden, dreimal die elektrische Türklingel betätigen [... Im Schwulenkuppel fand die Polizei] einige Jünglinge in Frauenkleidern, die mit ihren Liebhabern und Kunden Zärtlichkeiten austauschten [...] Jedes Toilettentischchen war mit Parfümflakons, Puderboxen und Behältnissen für Lippenrouge und Wimperntusche überladen. Ein Kleiderschrank enthielt luxuriöse Herrengarderobe, die bei den parodistischen Hochzeitsfeiern Verwendung fand. Diese wurden veranstaltet, wenn ein Junge seine erste fleischliche Vereinigung erlebte. Dabei vergaß das ‚scheue Mädchen‘ nicht, ein langes Brautkleid anzulegen und sich mit Juwelen und Orangenblüten zu schmücken. Unter den vielen Süßigkeiten und Likören wurden die traditionell zu Hochzeiten gereichte Schale mit gezuckerten Mandeln nicht vergessen. Während die Polizei ihren Bericht schrieb, trafen

¹ Abele De Blasio: *Usi e costumi die camorristi*, Napoli 1897, S. 153-158.

² Dieser Ausdruck ist eine Erfindung De Blasios, die, aus zwei griechischen Wörtern zusammengesetzt, „Männerbordell“ bedeutet.

³ Abele De Blasio: „Andropornio“, in: *Archivio di psichiatria, antropologia criminale e scienze penali*, Jg. 27, 1906, S. 288.

weitere passive Päderasten ein, die von den Beamten empfangen und verhaftet wurden. Fast zwanzig von ihnen wurden vor Gericht gestellt und zu teils mehrere Jahre Gefängnis verurteilt.“¹

Wiederum ist De Blasio Verfasser dieser Zeilen. Im Rest seines Artikels sinniert er über die erstaunliche Tatsache, dass manche Männer – und sogar einige Frauen – sich mit Genuss anal penetrieren lassen. Er schließt:

„Ich wollte jedoch die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass mehrere der von mir untersuchten Männer aus anatomischer Sicht tatsächlich etwas Weibliches an sich hatten, etwa die Form ihrer Hüften oder der Brüste, die weibliche Stimme, Milchsekretion und dergleichen. Deshalb halte ich es für angebracht, solche Individuen nicht länger als Verworfene zu verachten, vielmehr sollte man sie in die ungeheuer große Legion der Abnormen² einreihen und die Verachtung sollte sich zum Mitleid herbeilassen.“³

Diese Äußerungen De Blasios scheinen uns ein schönes Beispiel dafür, wie es möglich (und sogar leicht möglich) war, den angeblichen „medizinischen Diskurs“ so zu manipulieren, dass er von Historikern schlüssig auf *Subjekte* angewendet werden, die so als passive *Objekte* in die angebliche „medizinische Konstruktion der Homosexualität“ eingebaut werden können. (In unserm Fall wäre es aber angemessener, von *Transgenderismus* zu sprechen [noch besser von Transvestitismus? d.Ü.]) Die Manipulation ist sehr naheliegend, weil unser Anthropologe vollständig auf Fantasien seiner so genannten „passiven Objekte“ baut, die ihm von ihren Brüsten erzählten, die in ihrer weiblichen Vollkommenheit sogar Milch geben konnten⁴:

¹ Ebd., S. 288-289.

² Der Autor verwendet diesen Ausdruck in seiner wissenschaftlichen Deutung von „verrückt“. Chiara Beccalossi legte einen ausgezeichneten Bericht über die Erforschung der Homosexualität durch Irrenärzte im 19. Jahrhundert in Italien und Großbritannien vor: *Female Sexual Inversion. Same-Sex Desires in Italian and British Sexology, c. 1870-1920*, London 2012.

³ De Blasio: *Andropornio*, S. 292.

⁴ Wohlgemerkt: alles nur vom Hörensagen: „Aus den Antworten der *femminelle*, schloss ich, dass bei mehreren ihrer Kollegen bei Hyperplasie der Brüste eine fast permanente Milchsekretion vorlag.“ (De Blasio 1906, S. 151) Es ist vorstellbar und wahrscheinlich, dass eine oder zwei der *femminelle* damals infolge von Krebs an Galaktorrhoe (Milchfluss) litten. Die Behauptung eines fast permanenten Milchflusses gehört aber in den mythischen Bereich. Ich stelle mir vor, wie sehr sich die *femminelle* amüsierten, als sie sich über den Forscher lustig machten. – Anders als 1904 wissen wir heute, dass Milchsekretion von dem Hormon Prolactin ermöglicht wird. Männer-

„Als ich sie darüber befragte, sagten sie, ihre Brüste seien bis zum 13. Lebensjahr nicht anders als bei den andern Männern. Als sie dann aber ihren Liebhabern erlaubten, an den Brüsten zu saugen, begannen sie zu wachsen und nach etwa einem Jahr Brustsaugen begann die Milchproduktion. Ihre Brustwarzen waren äußerst sensitiv, gut entwickelt und umgeben von bräunlichen Warzenhöfen. Der Jüngste von ihnen musste nur mit der Hand über seinen Rumpf streichen, um sogleich in einen Zustand höchster sexueller Erregung zu sinken, der sich bis zum Anus ausbreitete.“¹

Schließlich erzählte De Blasio noch einmal 1917 den Fall B.Al. (verhaftet wegen Prostitution in Frauenkleidern auf dem Corso Umberto) zusammenfassend:

„Als er älter wurde, nahm er eine fragwürdige Beziehung zu einem Antonio Boc. auf, mit dem er nach Amerika auswanderte. Dort war er stets als Frau gekleidet und arbeitete als eine Freudenmädchen (*ragazza allegra*). Zu jener Zeit zankten sich die Eheleute (B. besitzt ein Dokument, demzufolge er Antonio Boc.s legitime Gattin ist) wegen Eifersucht. Daraufhin entschieden sie, sich zu trennen und der als Frau gekleidete Invertierte verließ Amerika und kam zu uns zurück, um hier seinen Schmutz zu verbreiten.“²

Am interessantesten ist De Blasios Hinweis auf die „mediterrane“ Version der Homosexualität in Argentinien³, hervorgerufen von der riesigen Auswanderungswelle aus Italien und Spanien im späten 19. Jahrhundert. Er erzählt von einem italienischen Waisenknaben, der 1893 nach Buenos Aires emigrierte

körper, bei denen per definitionem keine Schwangerschaft vorkommt, können an Galaktorrhoe leiden, deren Ursache entweder Hirnanhangdrüsenkrebs oder Hyperthyreose (Schilddrüsenüberfunktion) sein kann. Saugen an männlichen Brustwarzen führt nie zu Milchsekretion, sondern, bei zu heftigem Saugen, zu Blutungen.

¹ Abele de Basio: *La secrezione lattea nei pederasti passivi*, in: *Archivio di psichiatria, antropologia criminale e scienze penali*, Jg. 25 (1904), S. 152-154. – Dank der peinlich genau notierten Untersuchungsergebnisse können wir De Blasio förmlich vor uns sehen, wie er mit der Palpation der Brüste beschäftigt ist und ihre Besitzer dabei lustvoll und theatralisch stöhnen und dabei erklären, das Lustempfinden gehe von den Brüsten direkt zum Hintern ... und De Blasio notiert alles ...

² Abele De Blasio: *Superstiti di andropornii americani*, in: *Archivio di antropologia criminale*, Jg. 38 (1917), S. 213.

³ George Chauncey (*Gay New York*, New York 1995, S. 73) untersucht die explosionsartig wachsende Subkultur italienischer *finocchi* in New York um 1900; er schließt: „Es scheint wahrscheinlich, dass ein wichtiger Teil der homosexuellen Kultur der Schwuchteln (*fairies*) und ihrer Sexpartner im New York der Jahrhundertwende die Blüte einer importierten mediterranen Sexualkultur gewesen ist.“ (S. 74-75)

und dem man erklärte, er könne wegen seiner Schönheit seinen Lebensunterhalt mit Prostitution verdienen. Er akzeptierte diesen „Vorschlag“, wurde am folgenden Tag zum Straßenstrich mit Namen *La Frescura* geführt und wurde wegen seiner Anmut sofort als provisorisches Mitglied der Strichergemeinschaft akzeptiert. In Buenos Aires gab es so viele sexuell Invertierte, dass sie sogar Clubs mit speziellen Regeln gründeten, um ihre Rechte öffentlich zu Gehör zu bringen. Die Clubmeetings bezweckten eine Feminisierung der Mitglieder, indem sie Frauennamen, Frauenkleidung und Schminke erhielten; sie lernten, wie man auf der Straße kokett herumspaziert, um Kunden anzulocken und – falls keine Kundschaft in Sicht ist – sich besonders auffällig benimmt.¹

Der Prostituierte kannte vor allem zwei Clubregeln: 1. Alle Mitglieder der *Frescura* müssen prostituierte Frauen und Frauen überhaupt hassen. 2. Kunden, die mit den Diensten der Prostituierten unzufrieden waren, können sich an die *Frescura*-Organisation wenden, die erforderliche Maßregelungen veranlasst.²

Entwicklung der mediterranen Homosexualität

So ungefähr lagen die Dinge einst. Indes verändert sich alles. Der brasilianische Psychologe Gilmaro Nogueira beschrieb 2013 in einem Artikel das Problem des Wandels, der sich im Brasilien der 1980er Jahre von einer mediterranen Taxonomie der Homosexualität hin zu einer vollzog, die er die „Europäische“ nannte:

„Man muss wissen, dass man, wie anthropologische Studien in Brasilien ergaben, bis in die achtziger Jahre hinein bei den Männern „machos“ und „bichas“ unterschied. Der *macho* war der, der andere Männer penetrierte und der *bichas* wurde penetriert. Derjenige der andere Männer penetrierte, verlor nicht seinen Status als *macho*, in manchen Situationen war dies eher ein Beweis seiner Virilität. In den Achtzigern, als wissenschaftliche Diskurse aus Europa hierzulande bekannt wurden, begann eine neue Konzeption der Sexualität sich zu verbreiten, die die alte Binarität macho/bichas zu verdrängen und durch eine neue – Heterosexuelle/Homosexuelle – zu ersetzen begann. Heteros hatten Sex mit dem entgegengesetzten, Homos mit dem gleichen Geschlecht. Das neue Konzept trat nicht völlig an die Stelle der Vorgängerversion; beide sind in Brasilien noch immer gebräuchlich.“³

¹ Vgl. De Blasio: *Superstiti di ...*, S. 213.

² Vgl. ebd., S. 214.

³ Gilmaro Nogueira: *Hétero-passivo é tendência!* (<http://www.ibahia.com/a/blogs/sexualidade/2013/04/08/hetero-passivo-e-tendencia-2/>), gesehen am 31.1.18.

Nogueira vermutet nun, das Überlagern beider distinkter Rollenmodelle produziere eine neue, recht überraschende Kategorie, den „passiven Heterosexuellen“, das soll ein eigenständig heterosexueller Mann sein, der es genießt, wenn andere Männer ihn anal penetrieren.

Dieses Phänomen verweist auf die Fragwürdigkeit einer Ansicht, in unserer Vergangenheit habe es nur ein einziges Konzept zur Kategorisierung gleichgeschlechtlichen Verhaltens gegeben (zuerst „den“ Sodomiter, dann „den“ angeblich „modernen Homosexuellen“, dann „den“ Gay¹ und vielleicht noch „die“ queere Person). In Nogueiras Überlegungen konkurrieren 2013 in Brasilien wenigstens drei Rollenmodelle auf dem gleichen konzeptionellen Feld.²

Francisco Vázquez Garcia kam in seinen Homosexualitätsforschungen zu Spanien der Jahre 1850 bis 1936 zum gleichen Ergebnis:

„Wir fanden keinerlei Spuren einer Substitution des Sodomiters durch den Homosexuellen. Hingegen fanden wir die Koexistenz zutiefst ambiguer Kategorien. Die neuesten Konzepte der deutschen und französischen Psychiatrie („Urning“, „Homosexueller“, „Invertierter“) waren neben den alten Taxonomien (aktive/passive Sodomie, Widernatürlichkeit/Naturgemäßheit, reine/unreine Akte) gebräuchlich [...] Wir konnten fünf Kategorien nachweisen (Sodomie, Inversion, Homosexualität, Effemination, Homosozialität), nicht sequentiell, sondern im Gegenteil simultan zu jedem Zeitpunkt des Untersuchungszeitraums. Wir sollten daher eine simultane Multiplizität akzeptieren [...] Wir sollten zur Kenntnis nehmen, dass alte Taxonomien nicht verschwin-

¹ Mit dem bestimmten Artikel, als ob es nur eine Art gay zu sein gibt, ist der Titel des Buches von Paolo Zanotti versehen, *Il gay: Dove si racconta come è stata inventata l'identità sessuale* (Roma 2005).

² Drei sind es bei uns, doch die Zahl kann steigen, wenn man nicht-westliche Taxonomien berücksichtigt. Siehe etwa Peter Jacksons Kritik der westlichen „Homonormativität“ (die arroganterweise den urbanen Lebensstil in den USA als den einzigen denkbaren homosexuellen Lebensstil als gegeben betrachtet; was da nicht hineinpasst, kann nicht als „homosexuell“ definiert werden) in seinem Aufsatz „Thai research on male homosexuality and transgenderism and the cultural limits of foucaultian analysis“, in: *Journal of the History of Sexuality*, Jg. 8 (1997), S. 52-85. In ihrem Buch *Tritiya-Prakriti: People of the Third Sex* (Philadelphia, Pa. 2008) schlägt Amara Das Wilhelm vor, Homosexualität und Transsexualität als „drittes Geschlecht“ in einen Topf zu werfen, als ob es sich um eine „natürliche“ biologische Realität handeln würde. In der Kultur der Hindus gehörte diese Ansicht zu den gesicherten Gewissheiten, die westlicher Kapitalismus und Kolonialismus nicht ernst nahmen. Offensichtlich ist nicht alles sinnhaft, was unter dem Banner des Anti-Kolonialismus marschiert, aber immerhin liegt hier noch eine weitere Taxonomie vor.

den, um auftauchenden neuen Konzepten Platz zu machen. Sie können im Verhältnis instabiler Gleichzeitigkeit zu den neuen Kategorien fortbestehen oder sogar mit neuer Bedeutung durch die neuen Konzepte umdefiniert werden [...] Eine solche Perspektive schließt alle Möglichkeiten aus, ein Zeitalter der Homosexualität einem solchen der Sodomie entgegenzuhalten. Es geht darum, die Logik der Gleichzeitigkeit einer Mannigfaltigkeit an Formen zu bedenken.“¹

Hier geht es nicht um die Frage, ob die eine oder andere dieser Taxonomien „falsch“ oder „richtig“ ist, es geht mir nicht allein darum, dass eine Koexistenz von sich gegenseitig ausschließenden Taxonomien in der Vergangenheit nicht nur undenkbar war, dass vielmehr heutzutage, hier und jetzt, die gleiche Situation gegeben ist.

Die Essenz dessen, was ich zeigen möchte, ist indes die Vielfalt der Möglichkeiten für den Ablauf historischer Prozesse. Iñaki Tofiño bemerkte, dass Spanien „gay rights“ in einer Weise erwarb, die derjenigen direkt zuwiderlief, die von angelsächsischen LGBT-Aktivisten, die „kommunitaristisch“ auf die eigene Gruppe fixiert sind, als notwendige Zutat zu jedem queeren Kampf angesehen wird:

„Spanien zeigt ein paradoxes Bild, denn es ist ein Mittelmeerland, dessen politische Entwicklung dem Modell der Identitätspolitik der nördlicheren Länder folgte [...] Indes blicke ich mit einiger Skepsis auf den Versuch einiger, die Besonderheiten homosexueller Identitäten in Spanien dem angelsächsischen Konzept „gay identity“ gegenüberstellen [...] Beobachter von außerhalb halten das Fehlen einer „gay public identity“ und einer „gay community“ für problematisch; ich frage mich aber, ob solche Dinge in Spanien erforderlich sind. Die spanische Strategie war eine ganz andere und war, wie wir an den stattgefundenen Rechtsreformen erkennen können, recht erfolgreich. Die strategischen Rechtsreformen waren in einem größeren Kontext der Demokratisierung und der Schaffung von Freiräumen eingebettet, was den Individuen ermöglichte, territoriale und linguistische Identitäten auszubilden.“²

Ich breche an dieser Stelle ab: Wir haben bereits das Feld der Geschichte verlassen und sind in die politische Analyse eingeschwenkt. Deshalb soll es jetzt

¹ Vázquez García: La réception du concept d'homosexualité. Généalogie d'un objet savant en Espagne, in: *Normes, déviances, insertion*, éd.: Gérard Mauger et al., Zürich 2008, S. 118.

² Iñaki Tofiño: Spain an the Mediterranean model, in: *The Gay & Lesbian Review Worldwide*, 1.5.2003, online: <https://www.thefreelibrary.com/Spain+and+the+'Mediterranean+Model'+%28Essay%29.-a0100727465> ; gesehen am 3.2.18.

genügen, wenn wir uns der Frage zuwenden, wie die Erforschung der italienischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, jenseits linearer Verwandlung des „vormodernen Sodomiten“ in einen „modernen Homosexuellen“ mittels „medizinischer Konstruktion“ organisiert werden könnte. Uns ging es hier eher um die fortdauernde Gleichzeitigkeit verschiedener deutlich unterschiedener Sichtweisen auf die Pluralität von Homosexualitäten, die mit vielfältigen konkurrierenden Taxonomien beschrieben wurden und in einem nahezu unabsehbaren Chaos bis in die Gegenwart hinein koexistieren.

Bei einer der Taxonomien, die hier kurz vorgestellt wurden, könnten die historischen Wurzeln viel tiefer als wir vermuteten in die Vergangenheit zurückreichen, obgleich der große Mangel an historischer Forschung in Italien uns an naheliegenden Schlussfolgerungen hindert. Dennoch will ich die Aufmerksamkeit auf Giovan Battista Della Porta (1535-1615) lenken, der im Jahr 1586 schrieb:

„Auf der Insel Sizilien gibt es viele Effemierte und ich sah einen von ihnen in Neapel; er hatte kaum Barthaare, einen kleinen Mund, zarte und lange Wimpern, einen schamhaften Blick wie eine Frau, seine leise und dünne Stimme konnte kaum durchdringen, sein Nacken war nicht stark, seine Haut blass und er biss sich ständig verlegen auf die Lippen, kurz, sein Körper und sein Auftreten war wie bei einer Frau. Er war gern daheim, kleidete sich seltsam und liebte weibliche Tätigkeiten wie Kochen und Spinnen, er vermied den Umgang mit Männern und sprach lieber mit Frauen, auch schlief er mit ihnen im gleichen Bett¹ und war weiblicher als jede Frau; wenn er über sich selbst sprach, benutzte er weibliche Formen: ich Arme, ich Elende; am schlimmsten aber war: er ergab sich der schändlichen Venus [Sodomie], entsetzlicher als jede Frau.“²

Können wir diese Person einfach als „transsexuell“ bezeichnen oder sollten wir besser schon von einer *femmenelle* sprechen? Und wie steht es mit dem Fall, Venedig 1640, wo das oberste Gericht *Consiglio die Dieci* diesen Fall verhandelte:

„Herr Giulio da Canal, Sohn des Herrn Polo, wird angeklagt, lange Zeit in seinem Haus einen jungen Mann beherbergt zu haben, der zurzeit im Gefängnis sitzt, weil er ein lasterhaftes, skandalöses Hurenleben führte, was allen

¹ Das heißt, er hatte keine „männlichen“ Gelüste, wenn er mit Frauen im Bett lag.

² Giovan Battista Della Porta: *Della fisionomia dell'uomo*, Neuausgabe Milano 1971, S. 813 ; Faksimile der Ausgabe von 1615: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/dellaporta1615/0005?sid=7f09ac1306ad6d6a9b74bc732cb50f42> (gesehen am 4.2.18)

Venezianern bekannt war. Er ließ ihn in seinem Bett schlafen und pflog mit ihm einen solchen Umgang, dass unzweifelhaft ein lasterhaftes Verhältnis zwischen beiden vermutet werden musste; da er öfter Geld ausgab, um ihm Armbänder, Goldketten und Frauenkleider zu kaufen, war der Beweis für die Entartung seiner Sitten erbracht. So kam es zum öffentlichen Skandal, zu einem besonders abscheulichen Beispiel eines Angriffs auf unseren Herrgott und die göttliche wie menschliche Gerechtigkeit.“¹

War dies ein Paar mit einem transsexuellen Partner oder war es etwas anderes? Nur weitere Forschungen zu diesem Gegenstand könnten solche Zweifelsfragen beantworten.

¹ Archivio di Stato, Venedig, *Consiglio die Dieci al Criminal*, Reg. 57, fol. 88v-89r. Am 28. Januar (ebd., fol 95r-v) wurde der Beschuldigte Giulio da Canal zu lebenslänglichem Exil verurteilt. Falls man ihn ergreifen sollte, würde er geköpft und sein Leichnam öffentlich verbrannt. Leider wird der Name des „jungen Mannes“ nicht genannt. Zu seinem Schicksal konnte ich nichts ermitteln.

Ping-Pong mit Marita¹

Seit Jahrzehnten ist Marita Keilson-Lauritz eine gute Freundin der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft. Immer wieder hat sie unsere Forschungen und Recherchen begleitet und befruchtet – nicht nur durch ihre jahrzehntelange Arbeit an dem in Marbach verwahrten Gästebuch Hirschfelds², dessen Edition wir hoffentlich 2018/19 fertigstellen können. Hier soll aber nicht von diesem Projekt die Rede sein, sondern ein bisschen von dem Vergnügen gezeigt werden, das die gemeinsame Arbeit mit Marita bedeutet. Grundlage dafür ist eine E-mail-Korrespondenz aus dem Dezember 2006. Zugleich ist es eine gute Gelegenheit, den Stand der Suche nach Hirschfelds Nachlass zu rekapitulieren.³

Eines der – bis heute – nicht gelösten Rätsel der Hirschfeld-Forschung ist der Verbleib der Gegenstände, die Hirschfeld Ende 1933 durch Mittelsleute von den Nazis zurückkaufen und nach Frankreich bringen konnte. Bekannt war lange Zeit nur aus dem Testament, dass sich Gegenstände auf dem Garde-meuble von Bedel & Cie. in Paris befunden hatten. Recherchen danach in den 1980er Jahren waren aber im Sande verlaufen.

¹ Dieser Text entstand ursprünglich als Beitrag für *Unter Männern – Freundschaftsgabe für Marita Keilson-Lauritz*, hrsg. von Florian Mildenerger (Hamburg 2018). Abgesehen von der Länge nahm der Herausgeber Anstoß an Form und Inhalt, und die sich daraus ergebende unerquickliche Korrespondenz veranlasste mich, den Beitrag zurückzuziehen. Er erscheint hier unverändert, ergänzt um zwei Fußnoten. Ich danke Manfred Herzer dafür, dass er mir Asyl auf *Capri* gewährt.

² Marita KEILSON-LAURITZ, (2004): Magnus Hirschfeld und seine Gäste. Das Exil-Gästebuch 1933-1935. In: Elke-Vera KOTOWSKI und Julius H. SCHOEPS (Hg.): Magnus Hirschfeld. Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Berlin 2004, S. 71–92; dies.: Hirschfelds Gäste. Eine Ausstellung zu einem Exil-Gästebuch. In: *Hinter der Weltstadt. Mitteilungen des Kulturhistorischen Vereins Friedrichshagen e.V.* (14) 2006, S. 13–16; dies.: "Ein Rest wird übrig bleiben..." Hirschfelds Gästebuch als biographische Quelle. In: *MittMHG* (39-40) 2008, S. 36–49; dies.: Erinnerungspunkte. Überlegungen zur Arbeit am Exil-Gästebuch Magnus Hirschfelds. In: Helene BELNDORFER, Siglinde BOLCHER, Peter ROESSLER und Herbert STAUD (Hg.): *Subjekt des Erinnerns?* Klagenfurt 2011, S. 59–70.

³ Eine knappe Zusammenfassung (auf Englisch) des damaligen Forschungsstandes habe ich 2012 für die ALMS-Konferenz in Amsterdam verfasst. Vgl. Ralf DOSE: *Thirty Years of Collecting Our History – Or: How to Find Treasure Troves* (<http://lgbtialms2012.blogspot.de/2012/06/thirty-years-of-collecting-our-history.html#more>, zuletzt geprüft 9.1.2018)

Eine neue Spur ergab sich 1992 aus dem sogenannten „sex. Tgb.“ von Henri Nouveau/Heinrich Neugeboren (1901-1959), in dem eine Passage vom 14. Februar 1936 Gegenstände aus dem früheren Besitz Hirschfelds beschreibt, die sich damals in Nizza befanden:

„Hirschfelds Bildarchiv: Genau elf Jahre vorher hatte ich in Berlin den kürzlich in Nizza verstorbenen Magnus Hirschfeld aufgesucht, jedoch nicht Gelegenheit gehabt, seine berühmte Sammlung zu sehen.

U. nun, am ersten Abend in N. – inmitten einer mir unbekanntem u. mich sehr aufreizenden Luft – zeigte mir VB Hs ganzes Bildarchiv, welches nicht in B verbrannt worden war – wie es hiess – sondern durch Hs Anwalt der Behörde für die horrenden Summe von 35-40000 M abgekauft werden konnte unter der Bedingung, daß es ausser Landes geschafft würde. Ich habe nie zu erfahren versucht, auf welche Weise sich VB in den Besitz dieses Nachlassteiles gesetzt hat. – Ich war sehr beeindruckt. Ausser allerhand Abstossendem und Grässlichem, fand ich da auch sehr viel mich Erregendes, z.B. Fotos von Stiefelfetischisten, von Autopenilingus, etc. (Ich weiss nicht, ob irgendwo notiert ist, dass ich schon 35 in Paris den Bildband von Hs Werk zum 1. mal gesehen hatte – u. dann, später noch einmal bei Dr. F.). Ausserdem gab es da einen Stoss von vielen Hundert sorgfältig auf Pappe gezogenen nackten Knabenfotos, welche, laut VB, vor dem Weltkrieg, in Capri, auf der Besitzung Krupp v. Bohlens gemacht worden waren (Kosten cca. 10 000 Goldmark?) dem sie, gleich anderen Gleichgesinnten – also auch MH – zwecks abendlicher Selbsterregung dienten. Dieser ganze Stoss wurde mir, als wissenschaftlich wertlos, zur Verfügung gestellt, damit ich daraus Fotomontagen machte od. was mir beliebte. Ich machte für VB und mich einige mehr oder minder gelungene Montagen, stellte für VB eine kleine Kollektion von besonders lächerlich-grotesken (ich als "Beteiligter" konnte wohl die "Entgleisungen" am ehesten konstatieren – ((?)), behielt an die 50 für mich u. gab den Rest zurück. VB schenkte mir auch einen pornographischen japan. Holzdruck "die Barke" u. besass eine Menge der herrlichsten pornogr. Kakemonos. – Solange ich nicht ins Erdgeschoss umzog, schlief ich oben, im kl. gelben Zimmer, auf dem harten schmalen Analysier-Divan unter der prachtvollen Eingangstür eines melanesischen Männerhauses, welche VB später zurückgeben mußte...¹ Tage- und nächtelang wurden die vielen 100 ausgefüllten Fragebogen auf ihren Wert

¹ Es handelt sich wohl um die von Hirschfeld vor der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik Anfang 1914 demonstrierte Tür, die er von dem niederländischen Arzt und Sexualforscher H.C. Rogge erhalten hatte; vgl. *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* 1 (1914/15) H. 2, S. 9

hin gesichtet; auch ich las viele, nachdem strengste Diskretion von mir gefordert worden war. Ich habe mir keinen einzigen Namen gemerkt u. hatte auch die meistens uninteressanten, nichts Neues aufweisenden Fälle schon nach kurzem vergessen. In einer quasi Anlehnung an Medizinerwitze trieben auch wir mit Entsetzen Scherz u. sassen oft lachend beisammen, um aus grotesken Antworten mehrerer Fragebogen eine gespenstisch-lächerliche Persönlichkeit zusammenzustellen. Es wurde viel verbrannt; ich selbst habe mehrere Papierkörbe voll, welche mir VB zwecks letzter Suche nach evtl. irrtümlich hineingeratenen "Werten" aushändigte, in der Zentralheizung der Wohnung verfeuert. Es war auch einiges MHmäßig Kompromittierendes dabei; ob es alles war, weiß ich nicht. (Laut VB wurden zwecks Vermeidung der von den Erben geplanten Erpressung, wichtige Fragebogen als "Fälle" ohne Namen (= weggeschnitten) behalten u. alle übrigen den sie Betreffenden rek. zugeschickt; aber VB sprach einmal von 600, ein andermal von über 2000 für Portospesen... also? Angeblich geschah das alles mit Genehmigung der französischen Staatsanwaltschaft."¹

Die Initialen „V.B.“ konnten wir aber damals nicht auflösen; über den Freundeskreis von Henri Nouveau wussten wir nichts Näheres. Marita Keilson-Lauritz kam 2002 zunächst auf die Idee, nach einem Psychoanalytiker zu suchen, weil in dem Tagebucheintrag von einer „Analysebank“ die Rede war. „Victor Basch“ war ihr Vorschlag – „Aber: war das ein Psychoanalytiker?“. Die Idee lag nahe – der in Frankreich hoch geehrte Germanistik-Professor Victor Basch (1863-1944) war Mitglied der Résistance, er wurde von den deutschen Besatzern ermordet – aber Psychoanalytiker war er nicht.

Am Abend des 5. Dezember 2006 stieß Marita die Suche erneut an; und dann ging es Schlag auf Schlag, bis wir am nächsten Tag mittags die Lösung hatten. Ich gebe hier Auszüge aus unseren damaligen E-mails wieder, ohne sie an die heutige bzw. allgemein übliche Rechtschreibung anzupassen, nur mit der Korrektur von offensichtlichen Tippfehlern.²

¹ Henri NOUVEAU, aus dem unveröffentlichten "sex. Tgb.", zitiert nach: ANTIQUARIAT BERNARD RICHTER: Sexualwissenschaft V perversiones. (Berlin & Baden-Baden 1995), bei Nr. 203

² Liebe Marita, ich hoffe Du verzeihst mir diese Eigenmächtigkeit: ich konnte Dich für diesen Band ja nicht gut vorher um Erlaubnis fragen. Diese Korrespondenz mit Dir gehört eigentlich in einen Briefband – aber wessen Briefe werden im E-mail-Zeitalter noch gesammelt?

[MKL, 5.12.2006, 17:57] [...] Hängen blieb ich an der Frage "VB" und überlege seither, warum ich damit den Namen Viktor Bausch verbinde.

Auf der Suche im Internet fand ich u.a. dies: [...] Viktor Bausch und die "Dioskuren" Carlo Mierendorff und Theodor Haubach : ein Beitrag zur Geschichte der Familie Viktor und Erika Bausch während der Hitlerdiktatur / Thomas Bausch. - In: Mecklenburg, Bd. 48 (2006), 9/10, S.32 Auch fand ich, dass dieser Viktor Bausch offenbar der Besitzer der Papierfabrik war, in der Haubach während der Nazizeit unterkam. An verschiedenen Stellen ist von Haubachs bzw. Mierendorffs "Studienfreund Bausch" die Rede. Von Haubach gab es jedenfalls auch einen Draht zum WhK, das ist sicher. Aber all das macht natürlich nur Sinn, wenn VB Viktor Bausch sein könnte. Kann es sein, dass diese Vermutung schon mal irgendwo aufgetaucht ist?

In einer zweiten E-Mail fragte sie dann noch nach der Identität von Henri Nouveau und Heinrich Neugeboren. Aus meiner Antwort:

[RD, 22:20] [...] nein, der Name Viktor Bausch ist bisher nicht aufgetaucht. Richter [der Antiquar Bernard Richter] konnte "VB" nicht entschlüsseln. war selbiger Viktor Bausch denn 1936 in Nizza??? denn diese aufzeichnungen beziehen sich eindeutig auf einen aufenthalt bei VB in Nizza. mit Heinrich Neugeboren liegst Du richtig. das "sex. tagebuch" hat Richter in einer kleinen auflage ediert - so ein quadratisches heftchen¹. wir müssten ein exemplar haben. es gibt da eine längere passage über den aufenthalt in Nizza, die ich Dir dranhänge, die passage habe ich in meinem exilkapitel aus dem antiquariatskatalog zitiert, weil ich das quadratische heftchen damals nicht wiederfand..... gibt es denn eine verbindung zwischen Neugeboren und Bausch?? sehr neugierig [...]

[MKL, 23:34] nein, das sieht nicht nach Viktor Bausch aus. Am ehesten scheint mir die ‚Analysierbank‘ einen Hinweis zu enthalten: sieht aus, als handle es sich um einen Psychoanalytiker. Wer kann das nur gewesen sein.

Noch ein paar Verständnisfragen:

¹ Eine Fehlerinnerung: Das Heft erschien im A5-Format unter dem Titel „Henri Nouveau. Untitled -2“ mit dem fiktiven Erscheinungsort Bagdad 1995, und enthält die Passage über den Hirschfeldschen Nachlass nicht.

(1) Versteh ich richtig, dass dieser V.B. die Fragebogen anonymisiert, weil er davon ausgeht, dass die Hirschfeld-Erben (also Tao Li und Giese plus eventuell Herr Kirchner und der Neffe) damit Erpressungen in Gang setzen könnten? Gibt es dafür Hinweise von der erwähnten französischen Staatsanwaltschaft?

(2) Die erwähnte Ausgabe des Tagebuchs von Nouveau -- das können ja wohl nicht die 10.000 Seiten sein, von denen die Dissertation von 1965 handelt?! Ich frage das, weil es natürlich an anderen Stellen Hinweise auf diesen V.B. geben kann; denn wie sich das so liest, ist es ja wohl ein alter Bekannter.

Eine sonderbare Geschichte ist es allemal.

[RD, 23:55] schade - bleibt's also bei einem offenen rätsel. zu der erpresserfrage: das habe ich nie als ernst zu nehmen gelesen. mir scheint das eher eine projektion oder eine rechtfertigung des eigenen vernichtungswerks zu sein. ich kenne keine akten der französischen staatsanwaltschaft, weiß auch nicht, worauf sich dieser hinweis beziehen könnte.

ich weiß jetzt nicht, welche diss. von 1965 Du meinst. das kleine heftchen hat nach meine erinnerung ca. 30 bis 50 seiten¹, mehr nicht. ob es ein auszug war, ist mir leider nicht erinnerlich. falls Nouveau/Neugeboren immer so ausführlich tagebuch geschrieben hat wie in dem auszug, dann könnte er schon schnell auf 10.000 seiten gekommen sein.

vielleicht weiß Peter Gorsen mehr?? ich habe mich nie tiefer mit Henri Nouveau beschäftigt bzw. bin bei ersten anläufen gescheitert.

wenn's Dich jetzt animiert, etwas herauszufinden, dann wird das sicher spannend.

[MKL, 18:26] Dies fand ich in einer Babel-Site:

"A possible angle on the phenomena offered itself, when I read a German doctoral thesis that did a statistical evaluation of the development of perverse sexuality on hand of the 10.000 pages long diary of a surrealist painter, Henri Nouveau - an amputee fetishist: "Verlauf einer

¹ Auch falsch erinnert: es sind nur 16 Seiten.

abnormen sexuellen Entwicklung" by Eberhard Berger (Hamburg 1965)." Dieses Tagebuch kann ja nicht einfach verschwunden sein. Also ran an den Speck!!

Auf meine etwas irritierte Nachfrage (obige E-mail hatte mich erst am nächsten Tag erreicht), präzisierte Marita noch einmal

[MKL, 6.12.2006, 10:20] Das kommt davon, wenn ich Dich mit Mails zuschütte. Im Internet fand ich dies: "a German doctoral thesis that did a statistical evaluation of the development of perverse sexuality on hand of the 10.000 pages long diary of a surrealist painter, **Henri Nouveau** - an amputee fetishist: "Verlauf einer abnormen sexuellen Entwicklung" by Eberhard Berger (Hamburg 1965)."

Diese Dissertation von 1965 müsste es ja noch geben. Und weil Du's sagst: im nächsten Satz fiel der Name Peter Gorsen, aber, wenn ich recht verstand, mehr hinsichtlich von einer bestimmten Form von perverser Sexualität (vermutlich Masochismus oder Fetischismus). Aber den fragen kann natürlich nur weiterhelfen.

[RD, 10:36] so, die diss habe ich eben in der StaBi bestellt. ganz dunkel kommt mir die Erinnerung, daß der antiquar Richter damals dieses Tagebuch in der Hand gehabt haben muß, als er die Bestände von Marcus Wawerzonnek verkauft hat. wohin das ms geraten ist, weiß ich aber nicht. und ob er damals das ganze ms gelesen hatte - wer weiß. ich meine, wir hatten ihn gefragt, ob da noch mehr über Hirschfeld drinstünde. VB - das hatte er wohl versucht - ist in dem Tagebuch nicht entschlüsselt, erinnere ich mich.

[MKL, 11:31] Ich habe gerade wiedergefunden, was da noch über Gorsen stand: "The only other discussion of the case I found in the book "Sexual[ä]sthetik" by Peter Gorsen (Hamburg 1987). Im Register dort kommt weder Nouveau noch Neugeboren vor. Dafür -- o heiliges Assoziationsvermögen -- ein Victor Brauner, ein rumänischer Surréaliste, den ich gestern auch schon mal im Visier hatte.

Wie auch immer: Unbedingt Gorsen fragen, wenn Du irgendeinen Draht zu ihm hast!! Und neugierig bin ich, was Du in der Diss von Herrn Berger entdecken wirst.

[RD, 11:44] auf Gorsen war ich gekommen, weil der in einem Kongressprogramm (lange nach 1987) als referent genannt wurde, und da war Henri Nouveau als eins seiner Paradigmen

angegeben. einen draht habe ich nicht, aber fragen kann man ja trotzdem.

ein rumänischer surréalist würde ja gut passen. hast Du ihn gleich wieder aussortiert? oder ist der noch im rennen?

[RD, 11:48] das fand ich eben bei Guggenheims:

Brauner settled in Paris in 1930 and became a friend of his compatriot Constantin Brancusi. Then he met Yves Tanguy, who introduced him to the Surrealists by 1933. André Breton wrote an enthusiastic introduction to the catalogue for Brauner's first Parisian solo show at the Galerie Pierre in 1934. The exhibition was not well-received, and in 1935 Brauner returned to Bucharest, where he remained until 1938. That year he moved to Paris, lived briefly with Tanguy, and painted a number of works featuring distorted human figures with mutilated eyes. Some of these paintings, dated as early as 1931, proved gruesomely prophetic when he lost his own eye in a scuffle in 1938. At the outset of World War II Brauner fled to the South of France, where he maintained contact with other Surrealists in Marseilles. Later he sought refuge in Switzerland; unable to obtain suitable materials there, he improvised an encaustic from candle wax and developed a graffito technique.

wenn er wirklich 1935 nach Bukarest gegangen ist, dann paßt das nicht ganz zu dem tagebuch. ich meine, Henri Nouveau war 1936 in Nizza.

[MKL, 12:07] Thematisch würde Brauner passen, aber zeitlich wohl nicht. Auch die Sache mit der Analysierbank im gelben Zimmer läßt mir keine Ruhe. Wer könnte die Psychoanalytiker jener Zeit in Nizza kennen? Gab es da einen, auf den VB paßt?

Ich grüble auch noch immer, wie ich spontan auf den Namen "Victor Bausch" verfiel; irgendwo in meinem Gedächtnis hängt eine eMail-Diskussion von vor vielen Jahren. Aber mit wem, wenn nicht mit Dir? Leider habe ich keine eMails mehr von vor 2004, so dass ich es auf diese Weise nicht rekonstruieren kann.

Ist die Tür eigentlich mal wieder aufgetaucht? VB müsste auch als Sammler ostasiatischer und anderer Erotica

bekannt sein. Hast Du eine eMail-Adresse von Gorsen? Dann frag ich den mal selber.¹

Überraschend erfolgreich war dann meine – schon etwas verzweifelte – Recherche bei Google nur mit den Suchwörtern „Viktor“ und „Nizza“, deren Ergebnisse ich Marita am Mittag präsentieren konnte:

[RD, 12:04] "Victor" war schon ganz gut. was hält'ste denn von dem herrn im anhang? der ist mir höchst verdächtig!

Die beiden Fundstellen aus dem Internet waren:

Victor Bauer

1902 in Wien geboren, 1959 in Nizza gestorben.

Schon als Jugendlicher in München verfocht er die revolutionären Ideen der Räterepubliken (1918/19) und wurde inhaftiert. Nach seiner Rückkehr in seine Geburtsstadt Wien und Beendigung der Schulzeit, besuchte er die Akademie der schönen Künste und die medizinische Fakultät. Zu seinem Bekanntenkreis gehörten Franz Kafka, Adolf Loos, Else Lasker-Schüler, Sigmund Freud, Wilhelm Reich und Magnus Hirschfeld. Angezogen von der surrealistischen Bewegung, reiste Bauer mehrfach nach Paris; 1929 arbeitete er am 2. Surrealistischen Manifest mit. Zu seinen Freunden zählten: André Breton, Paul Eluard, Salvador Dali, Georges Ribemont-Dessaignes und Jaques Prévert. 1932 ließ sich Bauer in Paris nieder, 1936 in Nizza, dazwischen lag ein Studienaufenthalt in Italien. Während des 2. Weltkrieges war Bauer im italienischen Widerstand aktiv. 1943 wurde er inhaftiert und zum Tode verurteilt. Durch den Sturz Mussolinis blieb er am Leben und wurde 1944 aus dem Gefängnis von Mailand befreit. Erst in den letzten 10 Jahren nach seiner endgültigen Niederlassung in Nizza 1946/47, war Bauer ein kontinuierliches künstlerisches Arbeiten möglich. In dieser Phase entstand ein der Anzahl der Werke nach kleines, in seiner Qualität jedoch überzeugendes und der Entdeckung wertvolles malerisches Oeuvre. Da aus früheren Jahren nur wenige Bilder und Aquarelle erhalten blieben, kann man das Werk der 50er Jahre als Victor Bauers künstlerisches Vermächtnis betrachten.

www.galerie-dreiseitel.de/Bauer.html

Bauer Victor

Victor Bauer absolvierte das Kunststudium an der Wiener Akademie und besuchte auch die Medizinische Fakultät. In Wien machte er 1926 Bekanntschaft

¹ Diese Anfrage ist leider unterblieben.

mit Kafka¹, Loos und Kraus und hatte Kontakt zu den Psychoanalytikern Freud und Reich. 1927 zog er nach Berlin. Er unternahm Studienreisen nach Paris, wo enge Kontakte zur surrealistischen Bewegung sowie Freundschaften mit Breton, Eluard und Dali entstanden. Bauer arbeitete am zweiten surrealistischen Manifest mit und übersiedelte 1932 schließlich nach Paris, später nach Nizza. 1942 wurde Bauer in der Résistance aktiv und 1943 inhaftiert. Nach seiner Befreiung 1944 schloß sich Bauer den italienischen Widerstandskämpfern an und kehrte 1945 nach Nizza zurück.

Vor und nach dem Zweiten Weltkrieg veranstalteten Galerien in Frankreich und Deutschland Ausstellungen. In seiner Heimat blieb er, ähnlich wie Wolfgang Paalen, weitgehend unbekannt.

<http://www.kunsthandelwidder.com/detail.php?kid=102>

[MKL, 12:13] Das klingt sehr plausibel. Den hatte ich gestern glaub ich auch schon mal im Visier, aber nicht mit diesem Text. Damit wir nicht doppelt recherchieren: machst Du das jetzt weiter? Die Bekanntschaft mit Magnus Hirschfeld steht da ja sogar auch verzeichnet. Es lebe die Bauer-Forschung.

Damit war der weitere Weg der Recherche vorgezeichnet: Es ging nun darum, mehr über Victor Bauer herauszufinden und insbesondere Kontaktpersonen aus seinem Umfeld aufzuspüren. Die Galeristen Dreiseitel in Köln und Welz in Wien waren meine ersten Ansprechpartner, Marita Keilson-Lauritz fragte Bernd A. Laska nach den Verbindungen zwischen Bauer und Wilhelm Reich, ich wiederum Gunter Schmidt nach Hans Gieses Beziehung zu dem Tagebuch von Henri Nouveau. Dennoch sollte es noch bis zum Sommer 2008 dauern, bis wir einen persönlichen Kontakt zu Lothar Neumann herstellen konnten, der mit der Victor Bauers Witwe Bianca (1905-1997) bis zu ihrem Tod befreundet war. Er konnte uns bestätigen, dass Teile des Hirschfeld-Nachlasses im Besitz Victor Bauers gewesen und später von seiner Witwe an Hans Giese weitergegeben worden seien; nähere Angaben über den Umfang dieses Nachlasses konnte er aber nicht machen.² Hier ist im Folgenden nur der unmittelbare Anfang dieser weiteren Suche im Dezember 2006 noch dokumentiert.

¹ Franz Kafka war allerdings bereits 1924 verstorben. Hier irrt Saur's Allgemeines Künstlerlexikon (München 1993), aus dem die Jahresangabe wohl übernommen wurde.

² Vgl. die opulente Biografie Victor Bauers von Lothar F. NEUMANN, (Hg.): Victor Bauer 1902 – 1959. Surrealist, Maler, Antifaschist – Surréaliste, Peintre, Antifasciste (Saint-Paul-de-Vence 2011). Lothar F. Neumann war Nachlassverwalter von Bianca

[RD, 12:19] ich habe gerade an die Galerie Dreiseitel geschrieben, in der Hoffnung, daß man dort den Nachlassverwalter Bauers kennt. Mal sehen, was da kommt. Es wird sich doch nicht um einen Onkel von J. Edgar B. handeln???

[MKL, 12:37] Was ich ganz überlesen hatte: die Bekanntschaft von Bauer mit Freud und Reich. Es will mir jetzt sehr wahrscheinlich vorkommen, dass dies der Gesuchte ist. Wie kann man seine Adresse in Nizza herausfinden?

[RD, 12:43] eben deswegen bin ich ziemlich sicher, daß das rätsel VB damit gelöst ist. nach der adresse in Nizza habe ich den galeristen gefragt, auch nach dem nachlassverwalter. in der StaBi ist eine kurze biografie bestellt, die kürzlich in der zeitschrift Parnass anlässlich einer anderen ausstellung erschienen ist. kriege ich aber erst heute abend. haben wir denn einen agenten oder einen IM in Nizza??

[MKL, 12:42] alles in allem klingt das riesig gut: wussten wir von der Freundschaft mit Hirschfeld in Berlin? Und über die Sache mit Reich sollte man ja auch noch gut nachforschen, ehe man's als "Ente" zu den Akten legt.

Unbedingt muss man in Hamburg nachfragen! Und den Herrn Berger ausfindig machen. [...]

[MKL, 13:24] Nein, das haben wir nicht (Agent in Nizza). [...] Ein tätiger Schwulenhistoriker vor Ort wäre in vieler Hinsicht was wunderbares. Der sollte freilich besser Französisch können als ich :-). Liebe Grüße, Marita (riesig neugierig und doch nicht un stolz, dass ich Dir jedenfalls den Anstoß gab).

[RD, 23:15] ein bißchen mehr als nur ein anstoß war's ja wohl. mal sehen, was da noch draus wird. leider hatte ich einen blöden bestellfehler gemacht und deshalb vorhin in der StaBi den zeitschriftenjahrgang mit der biografie Bauers nicht gekriegt. muß ich morgen nochmal hin. aber in Saur's Allgemeinem Künstler-Lexikon von 1993 steht ein bißchen mehr: "1926 Lehrer für anatom. Zeichnen an der ABK Wien (in dieser Zeit u.a. Bekanntschaft mit Franz Kafka, Sigmund Freud und Wilhelm Reich). 1927 Umzug nach Berlin

Bauer; er hat mir bei einem Besuch in Saint-Paul-de-Vence 2012 versichert, dass sich in ihrem Nachlass keine Unterlagen aus früherem Hirschfeld'schen Besitz mehr befanden.

(Freundschaft mit Magnus Hirschfeld). [...] Ab 1932 in Paris, 1936 Nizza ansässig. 1937 zus. mit W. Reich Bearbeitung des Nachlasses von M. Hirschfeld. [...]"

letzteres ist ja eher abenteuerlich. wo hat der lexikonautor J.T. (ich habe vergessen nachzusehen, wer das ist) das denn her? in einem französischen künstlerlexikon steht das fast wortgleich.

es gibt mindestens einen gedruckten brief von Reich an Bauer in Nizza von 1936, den habe ich aber noch nicht, da muß ich erst nach Dahlem.

die diss. von Eberhard Berger gibt nicht soo viel her. über das material seiner arbeit sagt er:

"Ein Tagebuch rein sexuellen Inhalts des Malers und und Musiker N., welches zusammen mit verschiedenen zu sexuellen Praktiken benutzten Utensilien und 'Reizzeichnungen* laut Testament einem deutschsprachigen Psychiater zu wissenschaftlichen Zwecken zugeführt werden sollten." da Berger bei Giese promoviert hat, muß man wohl daraus schließen, daß das Ms. damals im Hamburger Institut war. und wie kommt dann Bernard Richter daran, der behauptet hat, er hätte den text?? oder liegt das ms. noch in Hamburg?

außerdem hatte er "Die Schilderung des Lebenslaufs und der Persönlichkeit des N. durch eine seit 1927 mit ihm befreundete Künstlerin." wer war das??

sonst bringt die diss. biografisch gar nichts - der autor versucht an die eintragungen den perversionsbegriff von Hans Giese anzulegen und diesen mit zitatzen zu illustrieren, samt tabellen und kurven, damit das schön wissenschaftlich aussieht. sowas von langweilig. aber wenn alles nix hilft: der autor könnte ja noch leben (geb. 1935 in Ostpreußen, promoviert und approbiert 1964 in Hamburg); den kann man finden.

[RD, 7.12.2006, 16:48] nun habe ich den artikel im "Parnass" gesehen(erstaunlich, daß man mit einer schlecht verhüllten paraphrase des artikels im Künstlerlexikon vier zeitschriftenseiten füllen darf). ich schicke Dir eine kopie. gegenüber dem lexikonartikel habe ich nichts wesentlich neues entdecken können. der lexikalische autor war Jürgen Tiede aus Leipzig.

der Reich-brief an Victor Bauer bezieht sich auf die Übersetzung eines Textes von Reich ins Französische; leider sind keine Adressen mit abgedruckt. Immerhin schreibt die Herausgeberin, daß Bauer in der Sexpol in Nizza aktiv gewesen sei, und die Übersetzung wohl zusammen mit einer Irmgard Strauss¹ gemacht habe.

Dr. Eberhard Berger, der hier in Berlin im Telefonbuch steht, ist leider nicht der Richtige. Schade.[...]

Ich werde jetzt mal versuchen, den kurz nach Bauers Tod geschriebenen Artikel "Victor Bauer à Paris" aus dem *Patriote de Nice et du Sud-Est* von 1960 zu kriegen.

[MKL, 21:35] Man müsste einen Reich-Spezialisten fragen. Hast Du von der Galerie noch was gehört. Jedenfalls (wie auch immer dies alles ausgeht), wissen wir doch mit einiger Gewissheit, dass VB Victor Bauer ist.

[RD, 23:42] von der Galerie habe ich noch nichts gehört. Bei der VG Bild-Kunst und bei dem österreichischen Gegenstück taucht der Name nicht auf - ich hatte gehofft, dort die Rechteinhaber zu finden. Ich traf zufällig in der StaBi Jens Dobler, der Reich ziemlich intensiv gelesen hat - über Bauer und/oder eine Hirschfeld-Nachlassbearbeitung weiß er nix. [...] ich versuche noch, Jürgen Tiede in Leipzig zu finden, der den Text im Künstler-Lexikon geschrieben hat. Eine Telefonnummer von einem Herrn dieses Namens in Leipzig habe ich gerade gefunden. Mal sehen.

Die weiteren Recherchen in Nizza haben dann dankenswerterweise unsere Kollegen Don McLeod (Toronto) und Hans Soetaert (Gent) unternommen.² Sie konnten eine ganze Reihe von Personen identifizieren, die in Nizza Hirschfelds Nachbarn in der Wohnanlage Gloria Mansions waren und/oder die an den Trauerfeierlichkeiten für Magnus Hirschfeld teilgenommen hatten. Später konnte Hans Soetaert auch den Verlauf des Nachlassverfahrens in

¹ Die erste Ehefrau von Victor Bauer (?-?). Ihr Sohn aus der zweiten Ehe mit Wolf Ehrlich (1902-1975), Robert Ehrlich, erwähnt in einem Blog-Beitrag vom 22.6.2017 zu meinem ALMS-Konferenzpapier (Fn. 1, S. 43) ein unveröffentlichtes Manuskript über seine Mutter. Darin sei aber Hirschfeld nicht erwähnt.

² Donald W. McLEOD, Hans P. SOETAERT: "Il regarde la mer et pense à son idéal": Die letzten Tage von Magnus Hirschfeld in Nizza, 1934-1935, in: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* 45 (2010), S. 14-33

Frankreich minutiös rekonstruieren.¹ Die Nachlassakten enthalten jedoch überwiegend Angaben über die finanzielle Dimension des Nachlasses und dessen Verwendung. Über die nicht-monetären Vermögenswerte findet sich vergleichsweise wenig. Ein Bestandsverzeichnis vom 24. Mai 1935 gibt kaum Aufschluss: ausdrücklich erwähnt werden neben den Möbeln und einigen dekorativen Elementen der Wohnung nur das Portraitgemälde einer Bartdame, ein Posten fremdsprachiger Bücher und 17 Wachsmoulagen. Letztere könnten später im Besitz von Karl Giese in Brünn gewesen sein und wurden dann dort nach seinem Freitod von der Polizei konfisziert, vermutet Hans Soetaert.²

In der Schlussabrechnung des Notars Demnard findet sich jedoch ein Posten „Continuation d’inventaire“ vom 22. September 1935, berechnet mit 313,50 FF. Dieses zweite Nachlassinventar befand sich anscheinend nicht bei den von Hans Soetaert eingesehenen Akten. Sein Verbleib wäre noch zu klären.

Wann wurde die Wohnung in den Gloria Mansions geräumt? Wann, wie und warum gelangte Victor Bauer in den Besitz von Nachlassteilen? Aufgrund welcher Verfügung – wann, und an wen? – musste er die geschnitzte Tür eines melanesischen Männerhauses zurückgeben? In welcher privaten oder öffentlichen ethnologischen Sammlung befindet sich diese Tür heute?³

Nur die erste Frage lässt sich plausibel beantworten: Eine erste Rechnung der Fa. Reboul & Cie. – einer Spedition – datiert vom 31. Januar 1936 für Verpackung und Transport von Paketen. Daraus lässt sich schließen, dass Hirschfelds Wohnung in den Gloria Mansions zum Ende Januar 1936 geräumt wurde. Darauf deutet auch die Bezahlung der abschließenden Rechnungen für Gas und Elektrizität hin, die vom 16. Dezember 1935 datierten und zunächst vom Testamentsvollstrecker Herzfelder bezahlt worden waren, ebenso die abschließende Mietzahlung vom 4. Februar 1936 an den Eigentümer Joachim Nahapiet. Hans Soetaert weist darauf hin, dass Hirschfelds Mietvertrag ab dem 1. Februar 1935 lief und dass solche Verträge üblicherweise für ein Jahr abgeschlossen wurden. Möglicherweise hat Hirschfelds letzter Sekretär Ro-

¹ Hans P. SOETAERT: Succession Hirschfeld. The Handling and Settlement of Magnus Hirschfeld’s Estate in Nice (France), 1935-1936, in: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* 50/51 (2014), S. 13-77

² Zu Karl Gieses weiterem Schicksal vgl. auch Hans P. SOETAERT: Karl Giese, Magnus Hirschfeld’s archivist and life partner, and his attempts at safeguarding the Hirschfeld legacy, in: *Sexuologie* 20 (2013), S. 83-88

³ Eine Abbildung ist zu finden auf der Website der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft: <http://magnus-hirschfeld.de/bibliothek-und-archiv/sammlungsschwerpunkte/gesucht-und-gefunden/>

bert Kirchberger die Räumung des Apartments vorbereitet. Hierfür spricht eine Zahlung von 400 FF an ihn vom 28. Januar 1936.

Wohin das Inventar der Wohnung gebracht wurde und wer es erworben haben könnte, bleibt unklar. Der Wert des Inventars wurde 1935 vom gerichtlich bestellten Gutachter auf 4.195 FF geschätzt. Es gibt aber keine Einnahmeposition aus einem entsprechenden Verkauf in der Schlussrechnung des Notars. Hans Soetaert konnte auch keine Hinweise in den Auktionsprotokollen identifizieren, soweit diese bereits einsehbar waren. Wurde das Wohnungsinventar also eventuell auf eigene Rechnung im Auktionshaus der Gutachter Giauffer und Terris und/oder erst später versteigert?

Zwei weitere Rechnungen der Fa. Reboul & Cie. datieren vom 20. Mai und vom 15. Juni 1936. Eine niedrigere Rechnung der Fa. Martini & Cie. (ein Lagerunternehmen) wurde am 7. Juli 1936 bezahlt. Es waren also zu diesen Zeitpunkten noch (alle?) Gegenstände aus dem Nachlass eingelagert und nicht verkauft. Da diese Rechnungen aus dem Nachlassvermögen bezahlt wurden und nicht von Victor Bauer, könnte bei der Räumung der Wohnung eine Aufteilung des Inventars stattgefunden haben. War es vielleicht Robert Kirchberger, der die Aushändigung von Nachlassteilen an Victor Bauer veranlasste? Er könnte von einem möglichen Kontakt Hirschfelds zu Bauer gewusst haben. Es gibt allerdings keinen Eintrag von Victor Bauer (oder Irmgard Strauss) in Hirschfelds Exil-Gästebuch; auch in dessen Testament Heft II¹ sind sie nicht erwähnt.

Victor Bauer war bereits zwei Wochen nach der Räumung der Wohnung im Besitz der geschnitzten Tür eines melanesischen Männerhauses sowie zahlreicher ausgefüllter Exemplare des psychobiologischen Fragebogens und des „ganzen Bildarchivs“ aus dem Institut für Sexualwissenschaft. Henri Nouveau erwähnt aber, dass Bauer diese Nachlassteile angeblich mit „Genehmigung der französischen Staatsanwaltschaft“ im Besitz hatte. Welcher Art diese angebliche Genehmigung war und wie sie zustande gekommen sein könnte, bleibt völlig unklar. Hans Soetaert konnte bei seiner Durchsicht staatsanwaltlicher Akten aus der fraglichen Zeit keinen Hinweis dazu entdecken. Allerdings waren ihm diese Akten nicht vollständig zugänglich.

Im Februar 1936 war aber nicht nur Henri Nouveau in Nizza. Ungefähr zur gleichen Zeit gab es eine Korrespondenz zwischen Wilhelm Reich (damals in Norwegen) und Irmgard Strauss bzw. Roger du Teil, in der es um die Über-

¹ Magnus HIRSCHFELD: Testament. Heft II. Herausgegeben und annotiert von Ralf Dose (Berlin 2013)

setzung einer Reichschen Arbeit ging, an der auch Victor Bauer beteiligt war.¹ Durch intensives Nachfragen konnte Hans Soetaert auch eine nicht publizierte Stelle aus einem weiteren Brief Reichs an Victor Bauer vom 30. April 1936 aufreiben: „I am not really interested any more in the Hirschfeld inheritance. All that remained was the memory of the loss of 1.500 kr.“² Was es genau damit auf sich hatte, bleibt noch zu recherchieren; insbesondere ist völlig unklar, wofür Reich 1.500 norwegische Kronen ausgegeben hat.

Offensichtlich sind aber Nachlassteile Hirschfelds im Besitz von Victor Bauer geblieben. Seine Witwe Bianca Bauer versuchte 1959, einen Koffer mit Papieren Hirschfelds für ungefähr 200.000 FF (etwa 3.261,83 €) an die Deutsche Gesellschaft für Sexualeforschung zu verkaufen. Deren stellvertretender Vorsitzender, Prof. Dr. Hasselmann in Erlangen, lehnte den Erwerb nach Durchsicht jedoch ab, weil der Inhalt des Koffers überwiegend pornografisch und wissenschaftlich wertlos sei. Was danach mit diesem Koffer geschah, ist nach wie vor ungeklärt. Es gibt Hinweise darauf, dass Harry Benjamin versucht hat, Alfred Kinsey für dieses Material zu interessieren.³ Bestandteil des sog. Hirschfeld Scrapbook in Bloomington IN sind diese Papiere aber nicht geworden, wie ich selbst bei dessen Durchsicht prüfen konnte. Bianca Bauer war eng befreundet mit dem westdeutschen Sexualeforscher Hans Giese, dessen Korrespondenz hierzu noch auszuwerten ist. Eine Anfrage an den späteren Lebensgefährten und Erben von Klaus Hartmann – seinerzeit Begleiter Hans Gieses in Saint-Paul-de-Vence, blieb unbeantwortet.

Größere Teile der fotografischen Sammlungen wie auch der psychobiologischen Fragebögen müssen wohl – der Tagebuchnotiz Henri Nouveaus folgend – als vernichtet gelten. Von den in der Hirschfeldschen Wohnung befindlichen fremdsprachigen Büchern ist in den Nachlassakten nie wieder die Rede. Es kann sich dabei (zumindest zum Teil) um die Bücher gehandelt haben, die die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft 2006 aus dem Besitz der Familie von Li Shiu Tong erwerben konnte. Sollten weitere Bücher damals oder später in den Antiquariatsbuchhandel gelangt und verkauft worden sein,

¹ Siehe dazu Wilhelm REICH: *Jenseits der Psychologie. Briefe und Tage[r]bücher 1934-1939*, hg. von Mary Boyd Higgins (http://www.irwish.de/PDF/Reich/Reich-Jenseits_der_Psychologie.pdf, zuletzt geprüft 9.1.2018), S. 45 und 46.

² SOETAERT: *Succession Hirschfeld*, S. 62. Diese Passage findet sich weder in der englischen Ausgabe Wilhelm REICH: *Beyond Psychology* (New York 1994), S. 63f. noch in der erwähnten deutschen Version, dort S. 57.

³ Mit einem Dank an Annette F. Timm für diesen Hinweis.

wären sie vielleicht an den Besitzvermerken identifizierbar, sollten sie noch existieren.

Völlig rätselhaft ist aber der Verbleib der Tür des melanesischen Männerhauses. Wenn es zutreffend ist, dass Victor Bauer dieses Objekt später herausgeben musste, wären zunächst die Erben Li Shiu Tong und Karl Giese als die berechtigten Empfänger anzunehmen. Bei beiden finden sich jedoch keine Hinweise. Auch die Korrespondenz des Großneffen Ernst Maass, soweit sie bisher bekannt ist, enthält dazu nichts. Ebenso fehlen alle Spuren zu dem Portrait einer Bartdame, das in der Inventarliste aufgeführt ist.¹

Die Suche geht weiter. Aber sie wäre nicht möglich gewesen ohne die Anstöße, die Marita Keilson-Lauritz immer wieder gegeben hat. Dafür sei ihr sehr herzlich gedankt – sie hat sich um die Hirschfeld-Forschung verdient gemacht.

¹ Könnte es sich dabei um die farbige Lithographie der Julia Pastrana von V. Katzler gehandelt haben, die Hirschfeld (ohne Angabe des Künstlers) im Bildband der Geschlechtskunde abgedruckt hat? Magnus HIRSCHFELD: Geschlechtskunde Bd. V, Bilderteil (Stuttgart 1930), Tafel XXXIV, S. 504/5.

Bei dem folgenden Text handelt es sich um einen Abschnitt aus Robert M. Zoskes Buch *Flamme sein! Hans Scholl und die Weiße Rose* (München 2018; siehe dazu auch die Besprechung in dieser Ausgabe, S. 71 ff.) Der Historiker Sönke Zankel hatte in seinem Buch *Die Weiße Rose war nur der Anfang. Geschichte eines Widerstandskreises* (Köln u.a. 2006; Rezension in *Capri* 39, Dezember 2006, S. 42 f.) erstmals auf die Homosexualität des Widerstandskämpfers hingewiesen. In *Capri* 40 wurden erstmals kommentierte Dokumente zum Strafverfahren gegen Scholl aus den Jahren 1937/38 publiziert und 2014 legte Robert M. Zoske seine theologische Dissertation über Scholls religiöse Entwicklung vor, die er von Scholls Erfahrung mit der NS-Schwulenverfolgung nicht trennt (vgl. dazu: *Capri* 49, S. 123 ff.) Heute, zum 100. Geburtstag von Hans Scholl, legt Zoske eine weitere Biografie des antifaschistischen Märtyrers vor, die neue Erkenntnisse liefert, wie die hier wiedergegebenen über Scholls vermutlich schwule Beziehung zu einem schwedischen Nazi 1936.
M.H.

Robert M. Zoske

Der heimliche Freund

Während der Schwedenfahrt im Sommer 1936 besuchte Hans Scholl in Stockholm mit den Jungen seiner *Trabanten* den Major Max Schürer von Waldheim. Als er am 21. Dezember 1937 wegen Verstoßes gegen den Homosexuellenparagraph 175 und Bündischer Betätigung von der Gestapo verhört wurde, gab er an, die Homosexualität Schürers habe bei ihm eine unmittelbare Antipathie ausgelöst.¹ Ist diese Aussage glaubhaft, oder wollte er sich – wegen sittlicher „Anormalität“ befragt – als sexuell „normal“ darstellen? Ein bisher nicht veröffentlichter Schriftwechsel zwischen dem Offizier und Scholl gibt darüber Auskunft. Hans Scholl erklärte gegenüber der Gestapo, Schürer von Waldheim sei ihm als Schwedenkenner von der „Fahrtstelle der RJF (Georg v. Schweinitz) empfohlen“ worden. Von der RJF, der Reichsjugendführung, habe er auch den Reiseführer *Etwas Schwedisch* erhalten, „der von Schürer von Waldheim herausgegeben worden war“.²

¹ Vernehmung Staatspolizeileitstelle Stuttgart, 21.12.1937 (IfZ 12.2., Band 164). Das folgende Zitat ebd.

² Vollständig: *Etwas Schwedisch für Jungen, die in Schweden wandern*, Stockholm 1929 (books.google.de).

Der Leiter der Fahrtenstelle, Georg von Schweinitz, von dem die Empfehlung stammte, war Nationalsozialist und homosexuell. Bereits 1932 in die NSDAP eingetreten, wurde er 1935 Gefolgschaftsführer beim Reichsjugendführer Baldur von Schirach und koordinierte die Kontakte der Hitlerjugend mit ausländischen Jugendgruppen. 1936 beschuldigte ihn ein Hitlerjunge homosexueller Handlungen, Ende 1937 erhoben zwei Schutzhäftlinge die gleichen Vorwürfe. Lange leugnete von Schweinitz, im April 1938 aber bekannte er sich zu seiner Homosexualität. Nach zweijähriger Gefängnisstrafe wurde er im Oktober 1939 zwecks Strafunterbrechung in die Wehrmacht entlassen. Er fiel im Juli 1940 in Frankreich.¹ Dass von Schweinitz den schwedischen Offizier als Gewährsmann empfahl, war naheliegend. Beide dachten politisch ähnlich: nationalsozialistisch der Deutsche, großgermanisch der Schwede, und sie verband die gleichgeschlechtliche Liebe.²

Ernst Wilhelm Maximilian Schürer von Waldheim diente in der schwedischen Armee, zuletzt im Rang eines Majors. 1913 veröffentlichte er ein Buch über den württembergischen Prinzen Maximilian Emanuel (1689–1709) und

¹ Im Juli 1938 hatte von Schweinitz in der Untersuchungshaft seinen Austritt aus der NSDAP erklärt. Daraufhin wurde er im August aus der Partei ausgeschlossen. Nach seiner Einberufung zur Wehrmacht intervenierte das Geheime Staatspolizeiamt am 30.12.1939: „Auf Grund seiner homosexuellen Einstellung und Veranlagung kann gesagt werden, daß v.S. für die Truppe eine Gefahr bedeutet und die Möglichkeit nicht von der Hand zu wiesen ist, daß er in seiner Eigenschaft als Vorgesetzter jüngere Soldaten zur gleichgeschlechtlichen Betätigung verführt.“ (nach: Ursula Meinard, Der Graf. Ende einer politischen Karriere 1936, in: Andreas Pretzel & Gabriele Roßbach (Hrsg.) Wegen der zu erwartenden hohen Strafe – Homosexuellenverfolgung in Berlin 1933-1945. Berlin 2000, S. 206-211. – Alle weiteren Angaben nach: Gabriele Roßbach: Auswirkungen der NS-Verfolgung, in: Andreas Pretzel (Hrsg.) NS-Opfer unter Vorbehalt: Homosexuelle Männer in Berlin nach 1945. Münster u.a. 2002, S. 43-70.

² Am 29. September schrieb Max Schürer von Waldheim (1872-1948) an den Leiter des Schwedischen Instituts der Universität Greifswald Johannes Paul: „Es ist eine hohe Aufgabe, unter Germanen für das Germanentum zu wirken. Besonders im heutigen Deutschland, das die ganze Welt bewundert, ohne den Mut zu haben, es offen zu sagen, hätte ich gerne an dem Aufbau des nationalen Staates [...] mitgearbeitet [...] Möge die neue Zeit Deutschland Glück und Segen bringen!“ (Universität Greifswald, Archiv / Kuratorakte K 628).

dessen Beziehung zum schwedischen König Karl XII. (1682–1718).¹ 1923 setzte er sich dafür ein, dass in der schlesischen St. Nikolaikirche in Plitschen das Grabmal des Prinzen erneuert wurde.² 1922 und 1926 hielt er sich zu Forschungszwecken in Deutschland auf, im Sommer 1933 war er der erste Gastdozent am neu gegründeten Schwedischen Institut der Universität Greifswald.³

Zu einer erneuten Lehrtätigkeit in Vorpommern ist es nicht mehr gekommen, aber der Direktor des Schwedischen Instituts, Johannes Paul, konnte sich auf andere Weise für den von ihm hoch geschätzten Offizier einsetzen: Am 16. Juni 1936 unterrichtete die Kanzlei des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung den Universitätskurator in Greifswald darüber, dass der Herr Minister „angeregt worden [sei], das anliegende Buch *Prins Maximilian Emanuel af Württemberg*, dessen Verfasser der als besonders deutschfreundlich bekannte schwedische Major Max Schürer von Waldheim, Stockholm, ist, in deutscher Übersetzung erscheinen zu lassen“.⁴ Der Autor beschrieb darin, wie der schwedische König Karl XII. und der württembergische Prinz Maximilian Emanuel beispiel- und heldenhaft gegen die wilden asiatischen Horden – gemeint war Russland – kämpften. Für von Waldheim bestand im 20. Jahrhundert die gleiche kriegerische Herausforderung. Damals seien die schwedischen Germanen gegen den Feind im Osten gezogen, jetzt müssten das die deutschen Nationalsozialisten tun. Für das Reichswissenschaftsministerium war das sicher Grund genug, die Veröffentlichung zu forcieren. 1913 aber – bei der Erstauflage in Schweden – war das Hauptanliegen Schürer von Waldheims ein anderes. Seine Protagonisten – besonders aber der Prinz – übten gerade deshalb eine so große Faszination auf den Major aus, weil sie eine Seelenverwandschaft verband.⁵

¹ Nach: Schürer von Waldheim: *Prinz Maximilian Emanuel von Württemberg*. Greifswald 1938, S. 8 & 116.

² Heute Byczyna, Polen.

³ Johannes Paul am 1.2.1933 an den Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft... (Universität Greifswald, Archiv / Kuratorakte K 628).

⁴ Universität Greifswald, Archiv / Kuratorakte K 636. Die folgenden Zitate sind dieser Akte entnommen.

⁵ Schürer entstammte einer alten schwedischen Adelsfamilie. – [geni.com/people/Ernst-Vilhelm-Maximilian-Max-Schürer-von-Waldheim/6000000037473596865](https://www.geni.com/people/Ernst-Vilhelm-Maximilian-Max-Schürer-von-Waldheim/6000000037473596865) (gesehen am 26.2.2018)

In seiner Schrift, die er der *Erinnerung an den Heldenprinzen von Württemberg, der für Schweden kämpfte und starb* widmete, erzählte er das Leben des jungen Adligen vom Zeitpunkt seines Eintritts in das schwedische Heer 1703 bis zu seinem frühen Tod sechs Jahre später. Es ging ihm dabei besonders um das Verhältnis des zu Beginn kaum Vierzehnjährigen zu dem sieben Jahre älteren schwedischen König Karl XII. Wahrscheinlich gab es ein Liebesverhältnis zwischen beiden. Auch wenn sich das nicht beweisen lässt, so war nicht nur Schürer von Waldheim davon überzeugt.¹ Als der Prinz durch eine kriegsbedingte Infektion im Sterben lag, kreisten – so der Autor – seine Gedanken um drei geliebte Personen: die Mutter, König Karl und Jesus. Mit seiner fast schwärmerischen Bewunderung für den jugendlich-erotischen Helden Maximilian von Württemberg traf Schürer von Waldheim auch bei Hans Scholl einen Nerv.

Wie verlief nun die Begegnung der neunköpfigen württembergischen Jungengruppe *Trabanten* und ihres charismatischen Leiters mit Schürer von Waldheim? Vergleicht man Hans Scholls Aussagen gegenüber der Gestapo mit dem Briefwechsel zwischen ihm und dem Major, einer Notiz aus dem Tagebuch der Fahrt und der Aussage Ernst Redens, so zeigen sich deutliche Widersprüche. Im Verhör versuchte Scholl die Gestapo davon zu überzeugen, er sei dem Soldaten wegen dessen Homosexualität mit Abneigung begegnet.² Schon Ernst Reden habe ihn „gewarnt“, der Schwede sei ein „Schwein“, aber „nichts näheres über Schürer angegeben“. Als er ihm dann in Stockholm persönlich begegnete, hatte er „sofort den Eindruck, dass er homosexuell veranlagt sei“. Krank und bettlägerig, habe er die Gruppe zwar zum Kaffee eingeladen, sie seien aber nicht lange geblieben, „da er auch den anderen Kameraden unsympathisch war“. Im Anschluss an dieses Treffen habe ihm Hermann Heisch –

¹ Vgl. Magnus Hirschfeld: *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, Berlin 2014, S. 532 & 666. – Voltaire zitiert in seiner Biografie Karls XII. die letzte Strophe eines Gedichts einer Gräfin Königsmark, „das die Geschichte nicht vergessen darf“: „Kurz, jeder Gott, laut singend seinen [Karls] Ruhm, / Hob ihn in der Erinnerung Heiligtum / Auf den erhabensten, den ersten Ort, / Nur Venus schwieg und Bacchus sprach kein Wort.“ <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-geschichte-karls-xii-konigs-von-schweden-2435/1> (gesehen am 26.2.2018)

² Die folgenden Zitate aus: Vernehmung Hans Scholl, 21.12.1937 (IfZ 12.2., Band 164).

einer seiner Jungen – „sofort“ erzählt, „daß ihn Schürer geküsst habe und er darauf ausgerissen war“.¹ Infolgedessen habe er sogleich „den anderen Teilnehmern verboten, nochmals zu Schürer zu gehen“. Allerdings wird im Tagebuch protokolliert, Scholl sei bereits vor den anderen bei Schürer von Waldheim gewesen und noch geblieben, als die Jungengruppe sich auf den Weg zur Unterkunft in der Sievertska-Kaserne gemacht habe.² Auch tags darauf mied er nicht den Umgang mit dem Major, sondern besuchte ihn erneut – und nahm einen seiner Jungen mit. Ausschließlich zweckorientiert wird die Zusammenkunft aber nicht gewesen sein, denn Ernst Reden berichtete am 25. November 1937 gegenüber der Gestapo, Scholl habe ihm von einem Buch Ernst Erich Noths erzählt, über das sich Schürer von Waldheim mit ihm unterhalten habe.³ Da ihn das Buch interessierte, habe er nach Stockholm geschrieben, um den Titel zu erfahren, der ihm dann auch mitgeteilt worden sei: *La Tragédie de la jeunesse allemande*.⁴

Der 1934 im französischen Exil verfasste Essay über „die Tragödie der deutschen Jugend“ analysiert die Ereignisse in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, insbesondere die Lage der Jugendbewegung. Besonders interessant sind Noths Ausführungen zur Verbindung von Jugend und Homoerotik. Es ließen sich darin „zwei Richtungen“ feststellen, führt er aus, zum einen „eine triviale als Ergebnis der massenmäßigen Zusammenpferchung von jungen Menschen in Lagern und Kasernen, die zwangsläufig die Effekte und Affekte homoerotischer Natur“ auslöse. Zum anderen die Richtung, „die in der Homoerotik gleichsam ein geistiges und gesellschaftliches Prinzip“ sehe. Sie sei mit die Ursache für „die neuheidnische, achristliche Haltung eines großen Teils der heu-

¹ Heisch (geb. 19.10.1921) war während der Schwedenfahrt noch keine 15 Jahre alt.

² „Wir kommen um 9 Uhr in Stockholm an. Zuerst gehen wir zu Max Schürer. Hans ist schon hier gewesen. Es sind erst vier da. Wir haben schon geglaubt, die letzten zu sein [...] Wir pennen in den Morgen hinein. Dann tippeln wir zu Max Schürer von Waldheim. Werden zuerst nicht vorgelassen. Er verlangt Adresse. Nun werden wir eingelassen. Er strakt [sic] im Bett, ist krank. Hans verhandelt über Lappland. Fahrtgelegenheiten. Wir werden zu Kaffee eingeladen. Um 12 Uhr gehen wir in die Kaserne zurück. Hans bleibt noch.“ (Michael Fritz, Hrsg., Die Ulmer „Trabanten“, S. 12)

³ IfZ 12.2., Band 168.

⁴ Die folgenden Zitate nach der deutschen Erstausgabe: Ernst Erich Noth [d.i. Paul Krantz]: Die Tragödie der deutschen Jugend. Frankfurt 2002.

tigen Jugend", in der „ein heidnisches Körperideal dem erosfeindlichen, trieb-fesselnden Christentum" gegenüberstehe. „Das Verhältnis von Führer und Gefolgsmann" schließe stets „ein bewußtes, auf jeden Fall aber ein unausgesprochenes erotisches Element in sich ein, denn die knabenhafte Anschlußbereitschaft und die jünglingshafte Gefolgschaftswilligkeit" seien „zutiefst libidinöse Phänomene".

Für Schürer von Waldheim mag diese Einsicht der Grund dafür gewesen sein, warum er mit dem jungen Deutschen über das Buch diskutierte. Hans Scholl sprach es wahrscheinlich aus der Seele, wenn Ernst Erich Noth den Dichter Stefan George als „verehrungswürdige Gestalt" bezeichnete. Da er am eigenen Leibe die gleichgeschlechtliche Anziehungskraft erfuhr, konnte er nur zustimmen, wenn er vernahm, die Dichtung Georges und ihr „Mythos, gipfelnd in der Vergottung der Gestalt des Jünglings [Maximin]", beruhten auf dem „Phänomen der libidinösen Bindung zwischen Führer und Gefolgsmann". Es sei Georges „Mythos der Erlesenheit aus der Elite" gewesen, der ihn vor der Vereinnahmung durch Monarchie und Republik bewahrt habe. Darum habe der „Dichter und Seher und Prophet" auch den „neuen Herren" eine Absage erteilt. Männliche Erotik und mythische Eliteüberzeugung, mystische Dichtkunst und mutige Verweigerung – Stefan George vereinte das alles. Darum bewunderte ihn Scholl wie keinen anderen, er verehrte seine „überragende, unantastbare, einsame Größe".¹

Von alledem wollte Hans Scholl – verständlicherweise – nichts offenlegen, als er im Dezember 1937 von der Gestapo wegen seines Verstoßes gegen den Homosexuellenparagraf 175 verhört wurde. Nachdem er sofort die gleichgeschlechtlichen Kontakte eingestanden hatte, versuchte er sich aber als gereinigt von seiner Homosexualität darzustellen.

Angeblich spürte er die homophile Ausstrahlung seines Gegenübers und empfand sie intuitiv-spontan – dem „gesunden Volksempfinden" angemessen – nur als widerwärtig. Was Scholl nicht wissen konnte: In den Gerichtsakten befanden sich zwei Briefe, die er 1937 – also ein Jahr nach der Schwedenfahrt – an Schürer von Waldheim gerichtet hatte, und ein Antwortschreiben des Adres-

¹ Brief an die Schwester Inge, Göppingen, 8.10.1937 (IfZ 4.2., Band 45)

saten.¹ Der Brief des Majors wurde vermutlich bei der Hausdurchsuchung in Ulm am 11. November 1937 beschlagnahmt. Die beiden Schreiben von Hans Scholl mit den abgestempelten und geöffneten Umschlägen könnte der kooperationsbereite Offizier an die deutschen Behörden übergeben haben.

Die an „Herrn Major Max Schürer von Waldheim“ gerichteten handschriftlichen Mitteilungen zeugen von Vertraulichkeit und Sympathie. Aus „Göppingen (Württ.) am 15.6.37“ berichtete Scholl dem „Liebe[n] Max“, er sei jetzt freudig im Arbeitsdienst, doch denke er „oft und gerne“ an „die herrlichen Tage in Schweden. Eine Sehnsucht nach diesem Land erwacht in mir. Ein ungeheures Heimweh nach dem Norden zieht mich zu Euch.“ Doch er sei Soldat, und auch das sei schön. Man müsse sich „nur überall mitten hineinstellen“. Es gebe überall junge Menschen, die dieselbe Sehnsucht, aber auch denselben unbeugsamen Willen hätten: „Dieses unsichtbare Band greift über alle Organisationen hinweg.“ Scholls Zentralbegriffe „Sehnsucht“ und „Heimweh“ – nicht Fernweh, wie man denken könnte – tauchen in dem Brief auf. Es scheint die erste Kontaktaufnahme nach der Schwedenfahrt gewesen zu sein, denn er schließt mit den Worten: „Es würde mich freuen, von Dir zu hören, wie es Dir geht. Viele herzliche Grüße! Dein Hans.“

Am 27. Juli 1937 antwortete Schürer von Waldheim auf einen weiteren Brief Scholls vom 24. Juli. Dieses Schreiben befindet sich nicht in den Gerichtsakten, aber aus den Worten des Majors geht hervor, dass Scholl gefragt hatte, ob er bei ihm „wohnen“ könne. In perfektem Deutsch erwiderte er, es sei ihm „(wie es in Deinem Falle sein sollte) [...] eine große Freude [...], die Wünsche meiner Freunde zu erfüllen“. Er solle ihm „die genaue Zeit Deiner Anwesenheit in Stockholm“ mitteilen. Auf die Bitte nach einer persönlichen Einladung reagierte der Offizier allerdings mit großer Vorsicht. Es sei ihm „unmöglich, ein Formular zu unterschreiben, das nicht mit der Wahrheit übereinstimmt“. Seine Erfahrung sage ihm, dass er „sehr vorsichtig sein muss“. Bereits zwei Tage später, am 29. Juli, antwortete Scholl, er könne jetzt nicht nach Schweden kommen, da seine „Arbeitsdienstzeit um 1 Monat verlängert worden“ sei.² Den folgenden Satz unterstrich ein Ermittlungsbeamter mit

¹ IfZ 12.2., Band 167.

² Ebd., die folgenden Zitate aus diesem Schreiben.

dickem Rotstift: „Ich verstehe, daß Du vorsichtig sein muß, trotzdem hat es mich betrübt, von Dir Mißtrauen zu erfahren.“ Der staatliche Mitleser sah in diesem Satz offensichtlich den Hinweis auf eine zu verbergende Straftat. War es der Verstoß gegen § 175 oder die Vermeidung falscher Angaben, um eine Ausreise zu ermöglichen? Vermutlich beides. Scholl versicherte, sein „größter Wunsch“ sei es, „nur Schweden einmal wieder zu sehen“. Und er war optimistisch, dass es doch gelingen werde: „In 2 Jahren!“ Dann wäre Scholl volljährig gewesen. Am Schluss der Karte, die er in einem Umschlag versandte, grüßte der Neunzehnjährige den Fünfundsechzigjährigen vertraulich: „In alter Kameradschaft! Hans Scholl.“

Für seine Mitteilung wählte er die „D-Karte Nr. 1“ aus dem bündischen D-Verlag in Freiburg. Dunkelrot, mit fettem schwarzem Unterstrich, steht dort in kunstvollen kursiven Lettern: „Das Paradies liegt unter dem Schatten der Schwerter! Friedrich Nietzsche.“ Herausgeber dieser und anderer Nietzsche-Postkarten war Ernst Reden.¹ Der Satz ist eine Aufforderung zu Waffengang und Todesbereitschaft. Da Hans Scholl sicher aus seinen Gesprächen von der Germanophilie seines Adressaten wusste, ist es außerdem eine Reminiszenz an den nordischen Mythos, nach dem der heldenhaft Gefallene triumphal in den Götterpalast einzieht, und ein frühes Bekenntnis zu Nietzsches Ideen. Den Philosophen sollte er zwei Jahre später in seinem ersten Semester in München im Sommer 1939 intensiv und zustimmend studieren. Der radikale Denker, von dem er lernte, «wie man mit dem Hammer philosophiert»² und wie man sich gegen eine Mehrheitsmeinung wendet und besteht, begleitete ihn auch später. Obwohl die Sentenz der Karte nicht bei Nietzsche nachweisbar ist,

¹ Der von Curt Letsche gegründete und geleitete Verlag veröffentlichte u.a. Ernst Redens Gedichtband *Vom jungen Leben* und seinen *Brief an den Soldaten Johannes*. Das Vernehmungprotokoll „Otto Ernst Redens“ der Gestapo Stuttgart vom 15.11.1937 verzeichnet Redens Aussage, dass von ihm im D-Verlag zudem *Das unbekannte Foto* [...] Nietzsche-Postkarten und eine Lerschbiographie“ erschienen seien. (IfZ 12.2., Band 168) Heinrich Lersch war ein nationalsozialistischer, katholischer deutscher Arbeiterdichter.

² Friedrich Nietzsche: *Götzendämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert*, Leipzig 1889.

sondern aus der islamischen Tradition stammt, entspricht der Inhalt seiner Gedankenwelt.¹

Die Wahl des vermeintlichen Nietzsche-Zitats und die offensichtliche Nähe zu einem großgermanisch denkenden Offizier zeigen, wie stark Hans Scholl zu jener Zeit in einer nationalkonservativen, militaristischen Gedankenwelt lebte. Seine Jungen trugen Koppelschlösser mit der Sig-Rune der Hitlerjugend – das Zeichen für „S“, das verdoppelt zum Emblem der SS wurde und von den Nationalsozialisten als Abkürzung für „Sieg“ gedeutete wurde –, und er versuchte, in Stockholm Kontakt zur nationalsozialistischen Jugendgruppe Sturm-Falken aufzunehmen. Enttäuscht vermerkt das Tagebuch: „Die Bude ist leider leer“, und empört-verächtlich weiter: „Vor der Bude lungern die Kommunisten herum!“²

Hans Scholl wusste, wie kompromittierend der Briefwechsel zwischen ihm und dem schwedischen Offizier war. Um den Verdacht einer „anormalen Veranlagung“ zu entkräften, leugnete er am 29. Januar 1938 bei einer erneuten Anhörung durch die Gestapo eine nähere Beziehung. Er habe sich an Schürer von Waldheim nur gewandt, um für eine Schwedenfahrt leichter an Devisen heranzukommen. Das „Du“ sei ihm von Schürer schon bei seinem ersten Besuch angeboten worden.³

Die Gestapo machte ihm nun klar, dass sie seine Privatpost akribisch auswertete. So fragte sie ihn im Januar nicht nur nach Schürer von Waldheim, sondern auch nach einem SS-Mann aus Dresden, den er Udo Stengele am 10. August 1937 auf einer Postkarte als Teilnehmer einer geplanten Pfingstfahrt angekün-

¹ „Abdullah Ibn Abi Aufa, Allahs Wohlgefallen auf beiden, schrieb, dass der Gesandte Allahs, Allahs Segen und Friede auf ihm sagte: ‚Und wisset, dass das Paradies unter dem Schatten der Schwerter liegt!‘“ (Sahih Al-Buchary Nr. 2818, islamische-datenbank.de)

² „Müde tippelten wir umher. Da traf uns ein Mann. Er sprach gut deutsch. ‚Die Leute lassen euch nicht übernachten, wenn sie das sehen!‘ sagte er und deutete auf unser Koppelschloß, das die Siegrune [sic] trug. Aber wir machten ihm klar, daß wir das nicht glauben.“ Michael Fritz (Hrsg.) *Die Ulmer „Trabanten“*. Hans Scholl zwischen Hitlerjugend und dj 1.11. Stuttgart 1999, S. 20 & 12.

³ Schreiben der Gestapo / Polizeileitstelle Stuttgart vom 2.2.1938 an den Oberstaatsanwalt als Leiter der Anklagebehörde beim Sondergericht Düsseldorf (IfZ 12.2., Band 164).

digte hatte. Scholl blockte ab: Es habe sich um einen zufälligen Kontakt während einer Bahnfahrt gehandelt. Zu einer weiteren Begegnung sei es nicht gekommen. Den Namen des SS-Mannes habe er vergessen, vielleicht gehöre der gar nicht zur Schutzstaffel, da er keine Uniform getragen habe. Weitere Aussagen dazu könne er nicht machen.

Als Hans in die Kaserne in Bad Cannstatt, wo er seit November 1937 stationiert war, zurückkehrte, kreisten seine Gedanken um die Befragung. Wie sollte er damit umgehen? Noch am selben Tag schrieb er ein Gedicht, in dem er irdische Niedertracht mit himmlischer Freude kontrastierte:

Wenn dich nur die kleinen Silberpunkte
nächstens an dem Himmel freuen
sonst dir alles kalt im Menschentrubel scheint
sei voll Glück –
keine reichern Lichter
bringt die Welt dir mit
– nur viel List – und gar quere Tück’.

28. Januar 1938¹

Vielleicht hat Hans Scholl hier einen Psalm zur Vorlage genommen. Im achten Lied steht dort der Beter unter einem nächtlichen Sternenhimmel und dichtet: „Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ Glücklicherweise ruft er: „Gott, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!“ Hans Scholl spürte „den ewigen Hauch eines unendlich großen stillen Etwas. Gott. Schicksal“, er suchte „die Weisheit unter den Sternen“.² Die letzten Zeilen seines Poems machen allerdings deutlich, wie stark er den Gegensatz zwischen nächtlicher Stille, himmlischem Lichterglanz und irdisch kalter Heimtücke empfand. Wehrlos und arglistig hintergangen fühlte er sich durch das gegen ihn eingeleitete Gerichtsverfahren. Doch er sprach sich selbst Mut zu: Freu’ dich am Sternenschnackern, sei glücklich unterm Funkenhimmel, es gibt nichts Erhabeneres.

¹ IfZ 1.2., Band 2.

² Brief an die Mutter, Bad Cannstatt, 22.1.1938 (IfZ 4.1, Band 44 I). – Russlandtagebuch, 28.8.1942 (IfZ 4.18, Band 61)

Hans Scholl hatte nicht nur Beziehungen zu nationalkonservativen Zirkeln, er war noch in einen weiteren Kreis eingebunden. Obwohl im Dritten Reich die schrecklichste Verfolgung Homosexueller wütete, gab es nicht wenige männliche und weibliche Nationalsozialisten, die der gleichgeschlechtlichen Liebe zuneigten. Ihr Kontakt untereinander diente selbstverständlich auch dem Informationsaustausch und der Vernetzung. Im vorliegenden Fall war das die Verbindung der Herren von Schweinitz, Schürer von Waldheim, Paul, Reden und Scholl.¹ Die Nordlandfahrt ins schwedische Lappland – an der auch Scholls „große Liebe“ Rolf Futterknecht teilnahm – kann also nicht mehr ausschließlich unter dem Blickwinkel einer verbotenen bündischen Kothenfahrt betrachtet werden, denn die Beziehung zu Max Schürer von Waldheim war weitaus bedeutender als bisher angenommen.

¹ Bei Johannes Paul konnte bisher nur die pronazistische Einstellung nachgewiesen werden.

B U C H B E S P R E C H U N G E N

Flamme sein! Der Hamburger Theologe Robert M. Zoske hat in seiner neuen Hans Scholl-Biografie bedeutende Fortschritte gegenüber seiner Dissertation zum gleichen Thema erzielt. In Capri 49 wurde die Diss ausführlicher gewürdigt. Da viele Bibelzitate wegfielen, ist das neue Buch schlanker und übersichtlicher. Zudem sind Teilaspekte vertieft und mit neuen Forschungsergebnissen angereichert; die Episode mit dem schwulen Schweden von 1936 ist auf Seite 60 ff. in diesem Heft nachgedruckt. Andere Neuigkeiten gibt es zu Hans Scholls letzter Geliebter Gisela Schertling (191 f.), die die NS-Justiz wegen Mitwisserschaft und marginaler Unterstützung der Flugblattaktionen der Scholl-Geschwister zu einem Jahr Gefängnis verurteilte, woraufhin sie die Universität München vom Studium relegierte (207). Kenntnis vom Inhalt der Flugblätter, Mithilfe beim Verteilen und – vor allem – Unterlassung einer Anzeige bei der Gestapo macht sie in den Augen Zoskes aber nicht zu einer „Aktivistin gegen den Unrechtsstaat“. Deshalb rügt er, dass die DDR Schertling als Verfolgte des Naziregimes anerkannte, ihr als Rentnerin eine „Ehrenpension“ zahlte und Erich Honecker ihr 1989 „für Verdienste um die Deutsche Demokratische Republik“ eine Ehrenmedaille zum 40. Jahrestag der DDR-Gründung verlieh (349 f.) Über diese Beurteilung durch den Autor wäre zu diskutieren.

Undiskutiert lässt Zoske die zweimal erwähnte merkwürdige Aussage Frau Schertlings beim Gestapoverhör, Hans Scholl habe ihr vor der ersten Liebesnacht Morphium injiziert; einmal heißt es, „er wolle nur die Wirkung beobachten“ (192), ein andermal, er habe ihr die Spritze gesetzt, „um sich ihr zu nähern“ (206). Beide Erklärungen sind derart rätselhaft, dass es unverständlich erscheint, wenn der Autor eine genauere Erörterung der Angelegenheit unterlässt. Immer wieder wird erwähnt, wie gern und reichlich Hans Scholl Wein trank, ob er aber seit Beginn seines Kriegsdienstes, nach der These des Scholl-Biografen Sönke Zankel, auch andere Drogen konsumierte, bleibt unerörtert. Zankel war übrigens der erste, der Hans Scholls Homosexualität erforschte (vgl. Capri 39, 2006, S. 42 f.). Im Literaturverzeichnis Zoskes findet sich das Buch von 2006 nicht, in dem Zankel seine Überlegungen zum Drogenkonsum der Geschwister Scholl begründet. Er versuchte darin, den Sachverhalt verständlich zu machen, den Zoske zwar referiert, über dessen Problematik er jedoch diskret hinwegsieht: die erstaunliche Tatsache, dass sich die Geschwister nach ihrer Flugblattaktion im Universitätshauptgebäude am 18.2. 1943 vom Hausmeister Schmid ohne Gegenwehr festhalten ließen, bis die

Gestapo beide abführte. Das Verhalten der Geschwister erscheint noch rätselhafter, wenn man an die verzweifelten Flucht- und Gegenwehrversuche denkt, mit denen sich Alexander Schmorell, der verlässlichste Mittäter der Scholls, seiner Verhaftung zu widersetzen versuchte (201 f.) Zankels Hypothese vom Opiumkonsum der Geschwister wurde damals von der seriösen bürgerlichen Presse (FAZ, SZ, FR) mit einer schrillen Heftigkeit zurückgewiesen, die irritiert. Es gebe keine Beweise, nur Indizien, weshalb Zankels Vermutung die so genannte Erinnerungskultur schwer beschädigt habe.

In der Frage nach einem Antisemitismus in Scholls Flugblättern gibt es zwischen Zoske und Zankel indes weitgehende Übereinstimmung. Beide halten zwei Stellen darin des Antijudaismus bzw. Antisemitismus mindestens für verdächtig. Zoske immerhin vermeidet diese Etikettierung und behauptet nur, Scholls Ausführungen über den NS-Massenmord an den Juden seien „missverständlich“ (173). Wie stellt er sich ein solches Missverständnis vor? Die Frage beantwortet er nur andeutungsweise mit dem Hinweis, Scholls Argumentation zur „Stellung der Juden in der Gesellschaft“ sei uneindeutig, denn sie komme „einem möglichen antisemitischen Einwand entgegen“, die Juden hätten den NS-Massenmord verdient (173). Dieser Vorwurf, dem Antisemitismus entgegengekommen zu sein, wird auch nicht plausibler, wenn zu seiner Stützung der vermeintliche Vergleich des deutschen mit dem jüdischen Volk aus dem dritten Flugblatt herangezogen wird. Dort heißt es: „Wir würden es verdienen, in alle Welt verstreut zu werden, wie der Staub vor dem Winde, wenn wir uns in dieser zwölften Stunde nicht aufrafften und endlich den Mut aufbrächten, der uns seither gefehlt hat.“ (297)

Zunächst werden „wir“, also das deutsche zum Widerstand aufgerufene Volk nicht mit den Juden verglichen, sondern mit dem „Staub vor dem Winde“. Das kann eigentlich nur bedeuten, dass gerade *nicht* die Juden assoziiert werden, die nach christlicher Lehre Gottesmörder waren und dafür vom Christengott mit ahasverischer Ruhelosigkeit gestraft wurden. Die Deutschen aber werden nach Scholls Prophetie wie Staub vom Winde verweht, falls sie sich nicht zum Widerstand gegen die Hitler-Diktatur aufraffen. Das Ergebnis von Zoskes interpretatorischer Bemühung, „die Israeliten seien an der Diaspora selbst schuld, etwa weil sie Gottes Sohn getötet hatten“ (174), findet keine Stütze im dritten Flugblatt.

Ähnlich problematisch ist Zoskes Textauslegung im Fall Thomas Manns, dessen antinazistische Rundfunkreden „Deutsche Hörer!“ über den englischen Sender BBC, wie Zoske schlüssig nachweist, die Flugblattautoren inspirierten. Mann soll in seiner Ansprache vom 27.9.1942 die NS-Unterscheidung von Deutschen als Wirts- und Juden als Gast-Volk gebilligt haben. Es geht

um folgende Stelle: „Anfangs gab es in der Behandlung dieses Restes der Antike, der aber überall mit modernem National-Leben eng verwachsen war, ja noch *einen Schein* von Maß und Vernunft. Die Juden, *hieß es*, sollten gesondert von ihren Wirtsvölkern, ausgeschlossen von Ämtern und Einfluß, als geduldete Gäste leben, aber ungestört ihrem eigenen Kultus, ihrer eigenen Kultur sich widmen können. Das ist längst vorbei [...] Jetzt ist man bei der Vernichtung, dem maniakalischen Entschluß zur völligen Austilgung der europäischen Judenschaft gelangt.“¹ Ein „Schein von Maß und Vernunft“ ist *gerade nicht* Maß und Vernunft, sondern das Gegenteil; und mit dem Einschub „hieß es“, der bedeutet, die Nazis haben die erste Stufe ihrer Judenverfolgung selbst so begründet, hat Thomas Mann statt einer wie auch immer eingeschränkten Billigung des Antisemitismus eine klare Distanzierung und Verurteilung vorgenommen.

Problematisch in dem Buch erscheint mir ferner die starke Tendenz des Autors, alles möglich, Handelnde wie Handlungen, für seine christliche Religion zu vereinnahmen. Das mag auf die Scholls in der Zeit ihrer Widerstandshandlungen – Antinazi-Flugblätter und -Grafitti – zutreffen, wenn jedoch Robert, dem religionsfernen Vater der Geschwister, eine „Form des ethischen Christentums“ (16) bescheinigt wird, dann ist das von den angeführten Fakten nicht gedeckt und erinnert unangenehm an unsere Grundwerte der angeblich christlich-abendländischen Kultur. Selbst Goethe, den die fromme Scholl-Tochter Inge in Sachen Gottesferne mit ihrem Papa vergleicht, soll trotz allem Spinozismus „Christ nach seinem Sinn“ gewesen sein (16). Beide, Goethe und der Vater, sind aus den jeweiligen Staatskirchen, in die sie hineingeboren wurden, aus gesellschaftlicher Rücksichtnahme nicht ausgetreten. Wenn aber Tochter Inge beklagt, der Papa sehe in der Gottsuche der Tochter nur vorübergehende Schwärmerei und Spielerei eines Teenagers – warum soll sie mit dieser Kritik an dem Vater nicht richtig gelegen haben? Die milde Liberalität des Vaters in religiösen Fragen war anscheinend von der Liebe zu seiner Gattin (eine eifernde Christin, die ihre Kinder von Anfang an im Sinne ihrer Konfession indoktrinierte) motiviert, und in der Darstellung der von heftigen Richtungswechseln gekennzeichneten Suche Hans Scholls nach geistiger Orientierung wird der weltanschauliche Konflikt der Eltern, der nie zum Ausbruch kam, immer latent blieb, eindrucksvoll reflektiert. Der Sprung von mütterlich-christlicher Frömmigkeit zum neuheidnischen Nietzsche- und Stefan George-Kult und wieder zurück könnte sich wenigstens teilweise aus den niemals

¹ Thomas Mann: Gesammelte Werke in 12 Bänden, Frankfurt 1960, Band 11, S. 1051. – Hervorhebungen von mir, MH.

offen ausgetragenen ideologischen Spannungen im Elternhaus erklären lassen.

Schließlich noch ein Wort zu Hans Scholls Gedichten, die, wie Zoske vermutet, Hinweise „für die Beurteilung seiner spirituellen Entwicklung“ geben. Anfangs, 1936 geht es in seinen Versen um Lagerfeuerromantik à la Mundorgel, später schreibt er zunehmend religiös gefärbte Naturlyrik, die, anders als die Briefe und Flugblatttexte, kaum etwas aus seinem Inneren offenlegen und leider auch nur von einem sehr dürftigen Talent zum Dichten zeugen.

Hans Scholl war zweifellos einer der großen schwulen Märtyrer, die im Kampf gegen den Hitler-Faschismus starben und Zoskes Scholl-Biografie wird diesem Thema gerecht; sie ist lehrreich, gut lesbar und daher äußerst empfehlenswert.

Scholls Lebenstragik sehe ich in seiner grandiose Überschätzung der Macht des Wortes. Scholls Hoffnung, mit einigen tausend Flugblättern und ein paar antifaschistischen Slogans an Wänden Münchener Häuser einen Volksaufstand zum Sturz des NS anzetteln zu können, ist an tragischer Hybris kaum zu überbieten.

(Robert M. Zoske: *Flamme sein! Hans Scholl und die Weiße Rose. Eine Biografie.* München: H.C. Beck 2018. 368 Seiten. € 26,95.)



Der Richter und sein Tagebuch. Der in Berlin lebende Historiker Kevin Dubout genoss das seltene Forscherglück, als einer der Männer der ersten Stunde die im Pariser Privatarchiv der Familie Wilhelm aufbewahrten Tagebücher untersuchen zu dürfen, die einer der engsten und treuesten Mitarbeiter Magnus Hirschfelds, der Straßburger Jurist Eugen Wilhelm, in den Jahren 1885 bis 1951 geschrieben hatte. Jetzt liegt Dubouts große Untersuchung zu den Tagebüchern der Jahre 1885 bis 1918 vor, zugleich seine Dissertation an der Humboldt-Universität.

In bewundernswert elegantem Stil und mit der erforderlichen Präzision analysiert Dubout die 31 Hefte des Berichtszeitraums chronologisch und liefert auf diese Weise ein lebendiges Porträt von Wilhelms Leben und Schaffen zwischen seinem 19. und 52. Jahr. Das ist die Zeit, in der er zunächst mithilfe von Krafft-Ebings *Psychopathia Sexualis* und einer überaus kühnen und vollkommen eigenständigen Erkundung des Prostituierten- und Schwulenmilieus der Heimatstadt Straßburg seine hauptsächlich auf Männer gerichtete sexuelle Orientierung erprobt und zu bejahen lernt. Im nächsten Schritt nähert sich Wilhelm zögerlich und ängstlich der seit Ende der 1890er Jahre allmählich aufblühenden Schwulenbewegung, um einer ihrer regsamsten und pro-

duktivsten Mitstreiter zu werden. Nachdem man ihn 1908 wegen Entdeckung seines von der Norm abweichenden Sexuallebens zum Verlassen des Justizdienstes zwang, begann er sich von der Schwulenbewegung zu distanzieren. Das führte aber bis zum Schluß nicht zum vollständigen Bruch.

Eugen Wilhelm war der Spross einer sehr reichen Straßburger Familie, so dass er auch nach Verlust der Berufstätigkeit ein sorgenfreies Leben im Wohlstand führen konnte. Noch wichtiger war, dass seine Familie nach Eintreffen der lange befürchteten Enthüllung der unglücklichen Veranlagung des Sohnes, weiterhin zu ihm hielt. Gewissermaßen als Gegenleistung, um die Familienehre nicht allzu sehr zu beschädigen, bemühte sich der schwule Sohn um ein Höchstmaß an Diskretion. So hat er seine einschlägigen Schriften fast stets unter dem Tarnnamen Numa Praetorius oder anonym veröffentlicht.

Eines der vielen Glanzlichter in der vorliegenden Arbeit ist die Identifizierung einer Fallgeschichte in Krafft-Ebings *Neue Forschungen auf dem Gebiete der Psychopathia Sexualis* anhand des Tagebuchs als Wilhelms Autobiografie (151 ff.) Wilhelm ist damit nach den Dichtern Melchior Grohe und Friedrich August Adolf der dritte, dem einer der hunderten von Fällen in Krafft-Ebings Œuvre zugeordnet werden kann. Er firmiert dort unter dem Etikett „Psychische Hermaphrodisie. Mundfetischismus“. Diese Selbstbeschreibung seiner sexuellen Vorlieben, die er viel lieber mit Männern als mit Frauen pflegte und die doch ähnlich wie die Tagebücher das Gepräge der Wahrhaftigkeit in hohem Maß tragen, lässt Dubout unberücksichtigt: „Dieser Trieb zum sinnlichen Kuss¹ auf den Mund ist charakteristisch für mich, bildet er doch jetzt den Hauptreiz meiner geschlechtlichen Befriedigung [...] Onanie, wie schon erwähnt, wäre mir ganz unmöglich.“ Geht es im Tagebuch um Sex, verwendet Wilhelm gern „eine Semantik des Besitzens“; bei Männern: „Endlich habe ich einen Soldaten, den ich regelmäßig haben könnte“ (125); bei Frauen: „Ich weiß, dass sie zu haben wäre, da sie eine kleine Arbeiterin ist“ (115). Genauer wird es fast nie, und da die Tagebücher größtenteils französisch geschrieben sind, nennt er das Haben der Männer und Frauen: posséder = besitzen. Wie alle Wörter ist auch besitzen/posséder mehrdeutig, „kann auf den juristischen Begriff des Besitzens (Herrschaft über eine Sache), die Bindung der Ehe sowie den Beischlaf verweisen“ (125). Dubout will aber solche Tagebucheinträge dahingehend interpretieren, dass Wilhelm mit dem Wort kaum Vorfreude oder Freude über angenehme Sex-Erfahrungen umschreibt; es soll ihm vielmehr vorrangig um „Selbstvergewisserung des männlichen Bürgers“ und „männli-

¹ H. Heine, *Lyrisches Intermezzo*: „Doch wenn ich küsse deinen Mund, / So werd' ich ganz und gar gesund.“

che Machtausübung“ gehen. Da es sich hierbei stets um käuflichen Sex handelt, kommt aber eine Machtfrage lediglich beim Aushandeln des Preises der sexuellen Dienstleistung ins Spiel, kaum beim Konsum des warenförmigen Dienstes.

Der Frage nach Wilhelms Schwierigkeiten im Umgang mit seiner gelernten Männerrolle widmet sich Dubout ausgiebig und mit interessanten Erträgen, denn Wilhelm musste, gleich nachdem ihm das bewusst geworden war, seinen allseits verpönten, aber von ihm selbst bejahten Hang zur Urningsliebe in das antrainierte Männer-Rollenmuster integrieren. In Krafft-Ebings psychiatrischer Nomenklatur firmierte Wilhelms Lebensform, wie erwähnt, als „Psychische Hermaphrodisie“, also als Mann, der sowohl Männer wie Frauen mit zeitlich und quantitativ schwankender Intensität geschlechtlich begehrt. Nach dem Erlebnis der militärischen Musterung 1888 beschreibt er seinen Körper als „mickrig[] und schwächig[]“, wegen seiner schlechten Gesundheit erklärte man ihn für kriegsdienstuntauglich (92). Wilhelm hatte sich für Krafft-Ebing so beschrieben: „Von Statur bin ich groß, schwächig, das Gesicht ist männlich, das Auge unruhig, in der ganzen Gestalt habe ich oft etwas Mädchenhaftes.“ (*Neue Forschungen*, S. 108) Seinen mädchenhaften Habitus, seine „Androgynie und Effemination des Charakters“ (112, Tageb. 26.11. 1891) nimmt er hin und integriert diese Eigenschaften in sein gut gefestigtes Selbstbewusstsein. In seinem Aufsatz „Aufklären, vernetzen, entgegen. Zur unmittelbaren Vorgeschichte des WhK“ (*Capricen*, 2014, S. 17) bringt Dubout ein Foto des noch jungen Wilhelm in Berufskleidung als Amtsrichter; Wilhelm wirkt mit seinem hübschen Mädchengesicht auf dem Bild sehr effeminert, trotz des damals modernen Schnurrbarts nach Art des jungen Kaisers. Und man spürt Wilhelms Glücksgefühl, wenn er im Tagebuch von einem studentischen Kostümfest berichtet, das er als Frau verkleidet besuchte (damals noch ohne Schnurrbart) und Männerküsse bekam: „Meine Frauentoilette machte Furore, anscheinend passte sie mir sehr gut und ich soll als Frau reizend gewesen sein, weil mehrere mich aus Spaß geküsst haben.“ (90)

Dubouts Begriffe von Männlichkeit und Weiblichkeit werden weder definiert noch expliziert. Nur so viel ist klar, es gibt bei ihm keine „essentialistisch aufgefassten“ geschlechtsspezifischen Eigenschaften (203). Dies sei eine im 19. Jahrhundert verbreitete Auffassung, die der Historikerin Kessel zufolge die Vorstellung enthielt, dass „Männer in harmonischer Weise Rationalität und Emotionalität in sich vereinen sollten: Männlichkeit wurde als ganzheitliche Eigenschaft aufgefasst“ (126). Hier drängt sich die Frage auf, inwiefern diese Harmonie von Gefühl und Verstand – das alte Ideal aus Platons Dialog *Phaidros* – nicht auch als Erziehungsziel für Mädchen und Selbsterziehungs-

ideal für erwachsene Frauen gegolten haben soll. Zudem wird nicht deutlich, inwiefern dieses Ideal nur von männlichen Angehörigen der herrschenden Klasse angestrebt wurde, nicht aber von Proletarierinnen und Proletariern oder Prostituierten.

Wenn Wilhelm immer wieder sexuelle Kontakte mit einfachen Rekruten sucht, die der Arbeiterklasse und nicht der Offizierskaste angehören, dann tadelt er an seinen Partnern aus der Arbeiterklasse nicht deren fehlende Charakterbildung, sondern deren Mangel an Teilhabe an den Produkten der Kunstmärkte. Für Wilhelm gehörte es zu den alltäglichen Selbstverständlichkeiten, Güter der Kultur seiner Klasse passiv und aktiv zu konsumieren – seit seiner Kindheit spielte er Klavier, besuchte Konzerte und Theater und unternahm, erst mit den Eltern, später allein Urlaubs- und Bildungsreisen (97) – für seine proletarischen Partner und Partnerinnen eher nicht. Deren Kulturverbrauch beschränkte sich weitgehend auf den Besuch von Tanzböden und dem Lauschen von Militärmusik.

Dubout entdeckt auf dem harmonisch gerundetem Selbstbild Schatten und Ambivalenzen, denn Wilhelm soll, zumindest am Anfang seiner urnischen Selbsterforschung „sexualpathologische Kategorien [...] gründlich und vorbehaltlos“ übernommen und verinnerlicht haben (69 u.ö.) Hier sind mehrere Fragezeichen anzubringen, etwa wenn Wilhelm seine sexuellen Wünsche und den weiblichen Habitus eine „Anomalie“ nennt (72 u.ö.) Anomalie ist nicht Pathologie oder „Störung der psychischen Funktion“. Der Ausdruck beschreibt lediglich die statistische Tatsache, dass das so Bezeichnete überdurchschnittlich selten ist. Eine Bewertung ist in diesem bloß deskriptiven Ausdruck nicht enthalten. Ähnlich steht es um das Wort „Spleen“, mit dem Wilhelm manchmal die Gesamtheit seiner psychischen Pathologie (unter Ausschluss seines Geschlechtstriebes) benennt (139 u.ö.) „Spleen“ ist bei Krafft-Ebing weder in der *Psychopathia Sexualis* noch im *Lehrbuch der Psychiatrie* ein systematischer Begriff. Es handelt sich, wie Dubout andeutet (100), um eine Art von Ästhetisierung psychiatrischer Terminologie¹, die durch mehrere Gedichte von Charles Baudelaire in seiner Sammlung *Les Fleurs du Mal* zuerst im französischen und bald auch im deutschen Sprachraum in Mode kam. „Spleen“ passt ziemlich gut zu Wilhelms „Selbststilisierung als dekadenter Dandy“ (99 ff.), der eine vorsichtige bloß ästhetische Jugendopposition zu den kulturellen Konventionen der herrschenden Klasse pflegt, aber kaum zum

¹ In der englischen Psychiatrie des 18. Jahrhunderts wurde spleen synonym zu Hysterie verwendet (K. Dörner, *Bürger und Irre*. 2. Aufl. Hamburg 1999, S. 116.)

Selbstbild eines psychisch Kranken, der Patient eines Nervenarztes zu werden wünscht.

Ganz anders steht es um Wilhelms Ausdruck „Doppelnatur“, den er, aus der Alltagssprache entnommen, höchst originell, gleich doppelt auf sich selbst anwendet, sexuell und national: In seiner Selbstbezeichnung als Urning sieht er einen Ausdruck seiner männlich-weiblichen, und in seinem eingeborenen Elsässertum seiner deutsch-französische Doppelnatur (94). Die Parallele von Geschlecht und Nation geht noch weiter. Als geborener Straßburger fühlt er sich weder als Franzose, noch als Deutscher, als geborener Urning sieht er sich weder als Mann, noch als Frau. Dennoch muß er im von Preußen-deutschland annektierten Elsass-Lothringen die Rolle eines gehorsamen Untertanen als Amtsgerichtsrat spielen und in der von heterosexueller Normierung gezeichneten Gesellschaft hat er sein „Ich“ (122 u.ö.) hinter der Maske eines normalen Mannes zu verstecken. Eine weitere Drehung der Selbstvergewisserungs-Schraube: Wilhelm war Gegner jedweden Nationalismus (95), er erwägt die „Vorstellung, dass ich in Wirklichkeit nicht zwischen zwei Nationalitäten hin und her schwebe, da ich keine anerkenne, sondern dass ich mich über nationale Grenzen hinwegsetze und nur die Menschheit anerkenne“ (217). Und in sexuellen Angelegenheiten ging er schließlich so weit, mit anderen Urningen „Solidarität“ (149) zu empfinden und sich am Ende des 19. Jahrhunderts, mit Krafft-Ebings Vermittlung, der gerade im Entstehen begriffenen Schwulenbewegung in Leipzig und Berlin anzuschließen. Von nun an spaltete er sich in zwei Personen. Als *Eugen Wilhelm* lebte er geborgen im Schoß seiner Straßburger Familie und arbeitete am dortigen Amtsgericht; als *Numa Praetorius* unterstützte er das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee finanziell (256) und intellektuell, indem er sich als produktivster Autor des *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* vom ersten Jahrgang an zur Verfügung stellte und mit Magnus Hirschfeld unter großen Schwankungen und langen Unterbrechungen bis zu dessen Tod 1935 freundschaftlich verbunden blieb (264).

Etwas zu oft und fast stets in polemischer Zuspitzung wird Wilhelm vorgeworfen, er sei – ähnlich schlimm wie Hirschfeld – „wissenschaftsgläubig“ (146 u.ö.) Seine „unerschütterliche Wissenschaftsgläubigkeit“ wird als ebenso inakzeptabel gebrandmarkt wie seine „fortschrittsgläubige Geschichtsphilosophie“ (269). Wenn man mit Immanuel Kant annimmt, die Bestimmung des menschlichen Geschlechts sei „unaufhörliches Fortschreiten“, dann begibt man sich, trotz aller argumentativen Kraft des Kantschen Gedankens, allerdings auf das Feld von Glauben und Zweifel. Im Bereich der Natur- und Gesellschaftswissenschaften jedoch kann der Vorwurf, wissenschaftliches Wissen sei auch nur eine Glaubensangelegenheit, allein von einem Standpunkt aus

gemacht werden (z.B. der Vernunftkritik Nietzsches), der die wissenschaftlichen Methoden der Erkenntnisgewinnung kulturkritisch ablehnt, Erkenntnisfortschritt für illusionär hält und von einer bloßen Wiederkehr des ewig Gleichen überzeugt ist. Eine solche ideologische Festlegung auf Foucaults "Links-Nietzscheanismus" (Jan Rehmann) schließt natürlich andere Sichtweisen auf Wissenschaft und Technik im Kapitalismus rigoros aus.

Die radikale Hirschfeld-Kritik griff den Vorwurf „Wissenschaftsgläubigkeit“ anfang der 1980er Jahre auf und versuchte zu präzisieren: Hirschfeld habe keine Ahnung von der Dialektik der Aufklärung gehabt und daher nicht begriffen, dass die Produktivkraft Wissenschaft wie alle Produktivkräfte zugleich auch als Destruktivkraft benutzt werden könne. So habe seine These vom Angeborensein der Homosexualität als Resultat seines eugenischen Denkens – immerhin gegen Hirschfelds Intention – von den Nazis zur Rechtfertigung ihrer Rosa-Winkel-Politik missbraucht werden können. Als lobenswerte Eigenschaften Hirschfelds bleiben nur noch sein „Mut“ (Sigusch) und seine „Zähigkeit“ (Dannecker) im Kampf für die Homosexuellen übrig. Dubout übernimmt diese 80er-Jahre-Hirschfeld-Kritik kaum modifiziert (immerhin fehlt bei ihm der Hinweis auf die NS-Eugenik) und überträgt sie auf Wilhelm als treuen Anhänger Hirschfeldscher Zwischenstufenlehre und Sexualpolitik. So sei Wilhelm in einem 1917 in der *Deutschen Strafrechtszeitung* erschienenen Aufsatz für die Zwangssterilisierung eingetreten: Er habe gefordert, „gewisse Kategorien von Geisteskranken und schweren Verbrechern zeugungsunfähig zu machen, damit diese Leute nicht ihre Krankheit oder ihre perversen, verbrecherischen Anlagen und Neigungen auf weitere Nachkommen vererben“ (428). Eine Überprüfung dieses Wilhelm-Zitats ergibt jedoch, dass er hier mitnichten für solche Maßnahmen eintritt, sondern lediglich „Stimmen“ zitiert, ohne ihnen zuzustimmen; der von Dubout zitierte und oben wiedergegebene Satz beginnt nämlich: „Viele Stimmen von Aerzten und Rassenhygienikern werden laut, welche es für geboten erachten, systematisch gewisse Kategorien...“ Warum Dubout zu dieser manipulativen Zitiertechnik greift, ist nicht nachvollziehbar. Denn Wilhelm hat in anderen Schriften wiederholt die zwangsweise „Unfruchtbarmachung ... bei Insassen von öffentlichen Anstalten: Irren-, Pflege- und Strafanstalten, Spitälern u.a.“ gefordert (*Beseitigung der Zeugungsfähigkeit...*, Halle 1911, S. 68 ff.) und sich in direkten Gegensatz zu Hirschfelds Ansichten gestellt. Dieser Meinungsdisens zu Hirschfeld wird von Dubout übergangen, ist womöglich nicht einmal bemerkt worden. Hirschfeld hatte seine Ablehnung eugenischer Zwangsmaßnahmen mit der fehlenden wissenschaftlichen Erkenntnis über Kausalitäten zwischen Geisteskrankheit oder Straffälligkeit von Eltern und deren Kinder begründet.

Wenn Dubout nun glaubt, Wilhelms Forderung nach „Zwangssterilisationen bestimmter Gruppen“ würde aus seiner „uneingeschränkten Wissenschaftsgläubigkeit“ logisch resultieren (476), wäre ihm umgekehrt vorzuhalten: Gerade *aus Mangel an Wissen* über den Stand naturwissenschaftlicher Erkenntnis wird er zu dem unsäglichen Kurzschluss verleitet, Zwangssterilisation sei gerechtfertigt, da „bei gewissen Krankheiten ... schon jetzt die große Wahrscheinlichkeit ihrer Vererbung fest[steht]“ (Arch. f. soz. Hygiene u. Demographie, 1914, S. 332). Dass gerade solche Vererbungen nach noch unbekanntem und wesentlich komplexeren Regeln als den Mendelschen ablaufen, hatte Hirschfeld verstanden; Wilhelm blieb diese Einsicht jedoch verschlossen.

Im gleichen Aufsatz benennt Wilhelm bemerkenswert deutlich seine Angst vor den Gefahren, die der Herrschaft seiner Klasse vonseiten der Ausgebeuteten und Unterdrückten drohen. Die Überflutung der großen Städte, Machtzentralen der Bourgeoisie, mit Minderwertigen, Verbrechern und Fremden könnte zum Ende bürgerlicher Klassenherrschaft führen: Wilhelm „sieht, welche Unzahl von minderwertigen und verbrecherischen Fremden gewisse ausländische Großstädte überflutet (namentlich London und Paris)“ (ebd., S. 338). Er sieht ferner in staatlichen Zwangsmitteln neben obrigkeitlicher Sozialpolitik einen Schutzdamm gegen diese Bedrohung von unten. Dass er hier nur die Metropolen der Erzfeinde Deutschlands nennt, könnte als opportunistisches Zugeständnis an seine nationalchauvinistischen deutschen Leser gedeutet werden, war vielleicht inzwischen auch untergeordnetes Element eigenen Standesdünkels als herausgehobener Kader in der preußischer Klassenjustiz. Versucht man, über Dubouts kulturwissenschaftlichen Horizont hinaus zu gelangen, dann könnte man als verbindende Gemeinsamkeit zwischen Wilhelms „Elitedenken“ (141) und seinen diversen Ressentiments und Idiosynkrasien (gegen „Minderwertige“, „Verbrecher“, Ungebildete, Tanten, Juden, usw.) das Bewusstsein der Zugehörigkeit zur herrschenden Klasse erblicken. Ferner teilt er offensichtlich die kollektive Angst dieser Klasse, im Kampf gegen die Ausgebeuteten zu unterliegen und Opfer von „staatssozialistischen Experimenten“ (*Beseitigung der Zeugungsfähigkeit...*, S. 66) des zur Macht gekommenen Klassenfeindes zu werden. Vor allem dank seiner Geburt im Grenzgebiet zwischen zwei aggressiven imperialistischen Großmächten, Frankreich und Deutschland, konnte er sich immerhin gegen den damals hoch virulenten Nationalismus immunisieren, ähnlich wie ihn die Schwärmerei für damalige Modephilosophien (Barrès, Hartmann, Nietzsche) unempfänglich für die frohe Botschaft der christlicher Ideologie seines protestantischen Elternhauses gemacht haben mag.

Die erste Begegnung mit Hirschfeld datiert Dubout auf Wilhelms Berlin-Aufenthalt Ende 1898. Dem Tagebuch wird die zwiespältige Wirkung der Persönlichkeit Hirschfelds schon beim ersten Treffen anvertraut: „Hirschfeld hat mir einen guten Eindruck gemacht. Er ist ein energischer und rühriger Mann, der mit der Petition vielleicht vor allem den eigenen Ruhm anstrebt, aber obwohl einige jüdische Züge sich bemerkbar machen, [zeugt er] nichtsdestoweniger von Charakter und Intelligenz.“ (263) Wegen dem Wörtchen „obwohl“ muss man Dubout zustimmen, wenn er hier „die gängigen antisemitischen Klischees“ erkennt. Die Zustimmung wächst, wenn man erfährt, dass diese Eintragung kein Ausrutscher war, sondern sich mehrfach wiederholte, „als Wilhelm die Erklärung für Hirschfelds ‚Geiz‘, ‚Gewinnsucht‘ und ‚Geschäftssinn‘ grundsätzlich in dessen ‚jüdischem Charakter‘ suchte“ (435 f.) Wenn er Hirschfelds Umgang mit Geld tadelt und als typisch jüdisch beschimpft, dann vergisst er, dass sein eigener Wohlstand ihm fast ohne eigenes Zutun durch den Reichtum der Eltern zufiel, während Hirschfeld sich das Geld für sein ähnlich üppiges Luxusleben selbst erarbeiten musste.

Wilhelm artikuliert seine Judenfeindschaft allein im Tagebuch, nie in seinen gedruckten Texten, und Dubout findet sogar einige Stellen, die einen Anti-Anti-Semitismus andeuten (264). Indes bleibt trotz aller antisemitischen Ausfälle Wilhelms Loyalität und Treue zu Hirschfeld und der Sache des WhK unzweifelhaft – von der ersten Begegnung bis zum Wiedersehen nach 1933, als Hirschfeld ihn auf der Flucht vor den Nazis im jetzt französischen Straßburg besuchte (35).

Gegen Ende der 1890er Jahre vollzog Wilhelm im Hinblick auf die wissenschaftliche Beschreibung der Homosexualität einen Wechsel weg von Krafft-Ebings und Molls psychopathologischer, allzu sehr moralisierender Sicht hin zu Hirschfelds streng wertneutraler Lehre von den sexuellen Zwischenstufen. Dubouts Darstellung dieser Lehre halte ich für weitgehend korrekt, möchte aber hier eine klarstellende Anmerkung anbringen: Wenn Dubout Hirschfelds „Vorstellung polarer Geschlechtscharaktere“ unvermittelt einer Überwindung dieser binären Opposition in einem schlichten Einerseits/Andererseits gegenüberstellt (347), dann lässt er die wichtige Pointe der Zwischenstufenlehre außer acht: Die Geschlechtscharaktere wie Testikel, Ovar, Kleidung, Körperbehaarung usw. werden zwar der Alltagsvorstellung der Zeit entsprechend als männlich oder weiblich etikettiert, das konkrete Individuum jedoch ist für Hirschfeld eine unwiederholbare singuläre Mischung dieser Charaktere. „Sehr streng wissenschaftlich genommen dürfte man in diesem Sinne gar nicht von Mann und Weib sprechen, sondern nur von Menschen, die größtenteils männlich oder größtenteils weiblich sind.“ (Hirschfeld 1905) Wenn bei Hirschfeld

dennoch weiterhin von Männern und Weibern die Rede ist, dann versucht er auch hier an die Alltagsüberzeugungen seiner Zeitgenossen jedweden Geschlechts anzuknüpfen, nach denen es Männer, Frauen und vielleicht noch Zwitter gibt. In streng wissenschaftlicher Sicht sind für Hirschfeld solche Zwei- oder Dreiteilungen aber nicht haltbar.

Vielleicht noch zwei Anmerkungen zur Eulenburg-Affäre:

Wenn Dubout schreibt und darin anderen Autoren folgt, Hirschfeld habe damals „seinen wissenschaftlichen Ruf verspielt, den zurückzugewinnen ihm nie gänzlich gelang“ (432), dann wird diese These von keinerlei Empirie gestützt. Hingegen ist es unmittelbar einleuchtend, wenn mit Verweis auf Hirschfelds Erfolge nach 1908 als sexologischer Autor (*Transvestiten, Sexualpathologie, Homosexualität des Mannes und des Weibes*) und sexologischer Organisator (Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Gesellschaft für Sexualwissenschaft, Institut für Sexualwissenschaft) sowie nach dem Krieg mit dem Aufbau der Weltliga für Sexualreform von einem wissenschaftlichen Karrieresprung nach der Affäre gesprochen wird.

Mit dem Historiker Domeier nimmt Dubout an, die Eulenburg-Prozesse hätten die gesamte Politik des Kaiserreichs in den Ruch der Homosexualität gebracht, weshalb beim Erzfeind Frankreich die antideutsche Propaganda seitdem von *vice allemand*, vom deutschen Laster redete (444). Bei Hirschfeld kann man nachlesen, dass das so nicht stimmt: „Der in Frankreich seit einigen Jahren wieder viel angewandte Ausdruck ‚*vice allemand*‘ ist nicht, wie meist angenommen wurde, neueren Datums, sondern findet sich bereits in französischen Schriften im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts [...] Der Ausdruck scheint zur Zeit Friedrichs des Großen aufgekommen zu sein, vor allem durch die Schuld Voltaires, und war zugleich eine Revanche dafür, daß die Deutschen die Syphilis als Franzosenkrankheit – *morbus gallicus* – bezeichneten. Dagegen scheint das in Italien als Synonym für homosexuell gebrauchte Wort ‚Berlinese‘ erst durch die großen deutschen Sensationsprozesse unserer Zeit aufgekommen zu sein.“ (*Homosexualität des Mannes und des Weibes*, S. 22)

Das Nachdenken über „Identität“ ist eines der Themen des Buches, stellenweise entsteht der Eindruck, als ob Identitäten das heimliche Hauptthema wären. Obwohl er Erving Goffman, den großen Experten für beschädigte Identitäten, einige Male erwähnt, akzeptiert Dubout dessen dreifache Typologie (soziale, persönliche und Ich-Identität) nicht. Er folgt stattdessen der kulturwissenschaftlichen Definition seines Doktorvaters Lücke, der darunter eine symbolische Struktur versteht, die es einer Person erlaubt, im Wechsel der Erlebnisse und sozialen Positionen Konsistenz herzustellen. Natürlich geht es

um Eugen Wilhelms Identitäten, die er im Lauf der Jahre annahm, individuell modifizierte, überwand, damit mehr oder weniger glücklich wurde und diese Lebenserfahrungen im Tagebuch getreulich aufschrieb. Wie alle Menschen hatte Wilhelm viele Identitäten, eine als Mann, eine als Elsässer, eine als deutscher Staatsbürger, als psychischer Hermaphrodit, als Urning, Homosexueller, Dandy, WhK-Mitglied, Mitglied der herrschenden Klasse und viele andere mehr. Die etwas ermüdende Redundanz, mit der diese Identitätsfindungen, Erfindungen und Überwindungen allzu schematisch durchgespielt werden, lockert Dubout ein wenig auf, indem er Synonyme wählt wie Selbstbild, Selbstentwurf, Selbstverortung, Selbstzuordnung, Fremdzuschreibung u. dergl. Jedenfalls vermute ich, dass es sich hierbei um inhaltliche Übereinstimmungen mit der „Identität“ handelt, obwohl der Status all dieser Wörter nicht geklärt wird. Diese Ausdrücke sind dem Tagebuch offensichtlich äußerlich, Wilhelm verwendet sie nie und ihr heuristischer Nutzen erschließt sich mir nicht.

Anders verhält es sich mit dem von Wilhelm anscheinend gern und vielfältig gebrauchten kleinen Wörtchen „Ich“. Dieses Ich sieht Wilhelm gemäß der Tradition seit Platon zweigeteilt. Es geht um die Grundfigur der inneren Kommunikation, des Gesprächs mit sich selbst; wenn es sozusagen um Adressen geht, spricht man von zwei Personen in einem selbst, wenn es um Fragen der Motivation geht, von zwei Seelen (vgl. Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik Band 3*, S. 223). Wilhelms zwei Ichs sind eigentlich nur ein einziges mit verschiedenen Eigenschaften. So ist es einmal ein „ironisches und skeptisches Ich“, das über seine Vorliebe für unstandesgemäße Sexpartner „spottet“ (122), oder er erkennt: „Ein wesentlicher Zug meines Ich ist Eitelkeit“ (70), oder er sieht sein Ich kosmopolitisch: „Mein Vaterland besteht aus den Gruppen von Individuen, bei denen mein Ich am meisten Ähnlichkeiten und Harmonie findet“ (217). Nie aber ist in den Tagebuchstellen, die Dubout zitiert, von einem „gesplitterten Ich“ die Rede (158), und schon gar nicht sind es „viele Ichs“, die Dubout mit Professor von Braun in Wilhelms Tagebuch entdeckt haben will (126). Den Gedanken der „zahllosen Ichs, aus denen wir bestehen“ fand ich bei Wilhelms Zeitgenossen Marcel Proust (*Capri 44*, S. 25). Wilhelm selbst war diese Vorstellung vollkommen fremd.

Ungeachtet der hier vorgetragenen Bedenken und Einwände kann man nicht anders als in Dubouts Arbeit ein überaus geglücktes Stück Kulturgeschichtsschreibung der Schwulenbewegungen an der Wende zum 20. Jahrhundert zu erblicken. Grundlage war das Finderglück der Wilhelmschen Handschriften, das Durcharbeiten dieses Materials wie es in *Der Richter und sein Tagebuch* vorliegt, wird dem nahezu vollkommen gerecht.

Am Schluss gibt es eine neue Personalbibliografie Eugen Wilhelm, die die Vorgänger an Umfang weit übertrifft. Leider fehlt ein Register.

(Kevin Dubout: *Der Richter und sein Tagebuch. Eugen Wilhelm als Elsässer und homosexueller Aktivist im Deutschen Kaiserreich. Frankfurt: Campus Verlag 2018. 551 Seiten. € 49.*)

Manfred Herzer

香

Réflexions sur la question gay. Der Großteil des Buches ist Referat: Eribon führt junge Franzosen in Welt, Werk und Denken von Wilde, Proust, Gide, Genet und Foucault ein. Das macht er mit Sinn und Verstand. Er weiß sogar, dass „Homosexualität“ keine Erfindung der Psychiatrie ist, sondern Ulrichs, Kertbeny, Hirschfeld früher und wichtiger sind als Krafft-Ebing (er kennt Herzers Aufsatz im *Journal of Homosexuality*). Bourdieu, Kosofsky Sedgwick und Butler kommen auch nicht zu kurz.

Befremdlich ist nur, dass er 1972 einen Franzosen „wegen Homosexualität“ in den Kerker werfen lässt (S. 460). Weiß er nicht, dass es diesen Straftatbestand in Frankreich nicht gab? Jedenfalls weiß er nicht, dass er erklären müsste, was da geschah. Mich erinnert das an Pressemeldungen, dass in Arabien oder Persien Männer „wegen Homosexualität“ hingerichtet wurden, obwohl es dabei nicht um schwul-Sein geht, sondern um Ficken.

Es geht nicht wirklich um Homosexualität (obwohl sie nach Eribon „überall“ und „seit Jahrhunderten“ vorkommen soll), sondern nur um seine eigene Art Homosexualität, die er seit 150 Jahren zwischen Oxford und Berlin vermutet. Von-sich-auf-andere-Schließen ist sein Ding. Wohl alle Homosexuellen sind sich mal „anders als die anderen“ vorgekommen, aber das muss doch nicht bei allen und jedem durch Beschimpfungen ausgelöst worden sein – wie offensichtlich bei Eribon. Das heißt auch nicht bei jedem, dass man sich dadurch schlechter vorkommt. Bei Eribon gibt es nur *die* bestimmenden Heteros und *die* bestimmten Homos. Die Welt ist zweigeteilt: in Normale und sich selbst hassende Beleidigte. Ich finde es naheliegender, die Mannheit (Frauen kommen bei Eribon nur pro forma vor) in Single, Alleinerziehende, kinderlose Paare und Kinderzüchter einzuteilen. Nach meinen Erfahrungen haben Kinderlose – gleich ob homo oder hetero – mehr miteinander zu tun, als Allein-Homos mit Homo-Pärchen, oder Hetero-Single mit Pärchen die Kinder ohne deren Erlaubnis in die Welt setzen.

Während die Referate über Literaten und Denker lesenswert sind, halte ich die eigenen Gedanken Eribons für Mumpitz. Auch hier gibt es Komisches. Im Vorwort zur zweiten Auflage (die erste war 1999) wundert er sich, dass einige

Leser ihn des Essentialismus geziehen haben. Dabei trieft das Buch nur so von der Annahme, dass es Homos „immer und überall“ gebe, dass sie eine gemeinsame Natur, eine gemeinsame Seele (wenn auch keine richtig weibliche) hätten. Die Gegenposition nennt er „Konstruktivismus“, nicht *gesellschaftlichen* Konstruktivismus, sie ist „Dogma“, „Glaube“, „Annahme“, während Essentialisten „unumstößliche Wahrheiten“ vertreten. Von Sartre und Bourdieu referiert er Positionen, die nahe legen, dass Sprache und Rollenbilder Menschen formen, dass die menschliche Freiheit nicht absolut ist. Er sieht da aber keinen Zusammenhang zum gesellschaftlichen Konstruktivismus, von dem er offensichtlich einen Pappkameraden im Kopf hat, der plemplem ist.

Die Beleidigung (insulte, diffamie) erzeugt alle Schwulen (gays, pédés) – auch die, die es bestreiten; diese lügen oder sie verkennen das Damoklesschwert der Beleidigung, dass sie immer schon formt, lange bevor sie eine Sexualität leben. Für Eribon ist klar, dass die Heteros Herren sind, die Schwulen Unterworfenen. Er berichtet, dass Prols einen feinen Pinkel „schwul“ nennen können, ohne ihn für einen Männerliebenden zu halten, sondern nur für einen Bourgeois. Aber seit wann sind die Proletarier die Herren und die Kapitalisten die Unterworfenen? Es gibt Schwule, die wurden als Rothaarige, Linkshänder, Vertriebene, Protestanten, Streber beschimpft, nicht als „Schwule“. Es gibt auch Homosexuelle, die so selbstbewusst sind, dass sie das Wort, wenn es denn mal gefallen wäre, nicht als Beleidigung angenommen hätten.

Die Vorstellung, alle Homosexuellen, seinen durch Beleidigung unterworfen, dass sie eine „Klasse“ der Unterworfenen bildeten, kommt mir komisch vor. Ja, es gibt mehr schwule Friseure und Couturiers als schwule Bergmänner und Bauarbeiter, aber das macht doch nicht alle Schwulen zu Frisuren im Geiste. Ja, Schwule haben *im Durchschnitt* mit 14 mehr gelesen als spätere Fußballprofis, aber nicht jeder Schwule hat sich in den Figuren Genets wiedererkannt, wie Eribon meint (S. 95) und es gibt auch Schwule, die kein Buch in die Hand nehmen – oder sind das dann keine Schwulen? Gewiss, der Schwule, wie wir ihn kennen, ist nicht nur durch seine Sexualität bestimmt, sondern auch durch ein Gefühl der Andersartigkeit, doch seit der Reform des §175 und der Ehe für Alle hat sich da Einiges geändert. Warten wir noch ein paar Generationen und diskutieren die Sache neu.

(Didier Eribon: Réflexions sur la question gay. Nouvelle édition revue et corrigée. Paris: Flammarion 2012. 615 Seiten. € 21.)

Arno Schmitt

鼓

Manfred Herzer

Some Gay News (Allerleirauh)

Löwenherz & Eisenherz. Bis April dieses Jahres zeigte das Historische Museum in Speyer die Ausstellung *Richard Löwenherz. König, Ritter, Gefangener* und gab dazu einen prächtig illustrierten Katalog heraus. Richard starb 1199 auf dem Schlachtfeld in Frankreich. Jahrzehnte später, um 1260 verfasste ein unbekannter Autor *Recits d'un Menestrel de Reims*, die Geschichte von Blondel, der in Österreich den gefangengehaltenen König Richard Löwenherz ausfindig machte:

„Der König hatte an seinem Hof einem Sänger (menestrel) namens Blondel lange Zeit Unterhalt gewährt. Nach der Gefangennahme Richards auf dem Rückweg vom Dritten Kreuzzug hat niemand Kenntnis über den Verbleib des Königs, Blondel jedoch entschließt sich, Richard in allen Ländern zu suchen. Schließlich erfährt er in Österreich von einer Burg, auf der seit vier Jahren ein vornehmer Gefangener bewacht wird. Er lässt sich vom Kastellan als Sänger anstellen. Nachdem er einen ganzen Winter auf der Burg verbracht hat, hilft ihm der Zufall herauszufinden, wer der Gefangene ist. Am Osterfest erblickt ihn Richard im Garten unterhalb des Turmes und stimmt die erste Strophe eines Liedes an, das Blondel und er einst gemeinsam gedichtet hatten und das außer ihnen beiden niemand kennt. Blondel merkt, dass er seinen Herrn (sire/seigneur) gefunden hat und gibt sich ihm zu erkennen, indem er selbst mit der zweiten Strophe antwortet. Er erbittet vom Kastellan die Genehmigung zur Heimreise zu Pfingsten. Die englischen Großen sind hochofrendlich ob der guten Kunde, weil sie ihren König aufgrund seiner Freigiebigkeit über alles schätzen; sie schicken eine Gesandtschaft nach Österreich und erwirken die Freilassung Richards gegen ein hohes Lösegeld.“ (Ausstellungskatalog, S. 111)

Weiter heißt es: „Die Erzählung hat erkennbar wenig mit der Realität zu tun, wie sie uns die Chronisten des späten 12. und frühen 13. Jahrhunderts überliefern.“ 1948 soll der englische Architekturhistoriker John Harvey in einem Buch über das englische Herrschergeschlecht Plantagenet, dem auch unser Richard entstammt, dessen „homosexuality“ behauptet haben und die angelsächsischen Romanautoren Gore Vidal und Norah Lofts sollen diese Neuigkeit in ihre Romane eingebaut haben.

Der Wiener Homo-Buchladen Löwenherz, der seit Anfang der 1990er Jahre existiert, hat seinen Namen mit Bezug auf die mittelalterliche Legende von Richard und Blondel erhalten. Der Name des 1978 in Westberlin eröffneten Prinz Eisenherz Buchladens hat einen ähnlich mythischen Ursprung. Dieser

Prinz ist Held einer amerikanischen Comic-Serie aus den 1930er Jahren. Warum gerade er zum Namengeber ausgewählt wurde, weiß heute keiner mehr.



Von der Männerliebe zur Lust am Töten. Das ist der Titel von Band 2 der voluminösen Hitler-Sex-Biografie des frühen (70er Jahre) schwulenbewegten Schriftstellers Volker Elis Pilgrim. Hitlers letztes Geheimnis soll enthüllt werden, das Pilgrim in Hitlers „genetischer Serienkiller-Anlage“ entdeckt haben will. Wie dem auch sei, zuweilen enthält das Buch manche interessante Beobachtungen und Reflexionen, etwa zu Thomas Manns sexueller Beziehung zu seinen Söhnen Klaus und Michael: „Thomas Mann gehört in diese Kategorie [des voll Schwulen, der eine Frau mit so vielen männlichen accessoires heiratete, dass er mit ihr „konnte“...] Dazu das Verheerende in Thomas Manns Fall: Er benahm sich sexuell missbräuchlich gegenüber seinem ältesten Sohn Klaus. Beide Söhne, die T. Mann begehrte – den Ältesten Klaus und den Jüngsten Michael –, brachten sich als Erwachsene um. Und der mittlere Golo, den T. Mann nicht leiden konnte, musste nach Manns Tod dessen Part bei Manns Frau Katja übernehmen und bis zu seinem 70. Lebensjahr mit der Mutter zusammenleben. Kein Wunder, dass Golo zeitlebens unter nächtlichen Gewaltfantasien litt. Thomas Mann karikierte bis ins Makabre und Grotleske das Schein-Hetero-Konzept der bürgerlichen Gesellschaft, für das kaum ein allgemeiner Mann gemacht ist [...] Diese Art Männer sind nicht bisexuell, sondern ausnahmslos homosexuell – mit der Variante, dass sie mit einem einzigen männlich konturierten Exemplar unter Frauen eine Beziehung eingehen. Thomas Manns Ehefrau Katia war ‚knabenhaft‘, hatte einen Zwilingsbruder, den Mann damals leider noch nicht heiraten konnte.“ (S. 793 f.) Pilgrim kann seinen Vorwurf, Thomas Mann habe sich seinen beiden Söhnen sexuell missbräuchlich genähert, allein mit der Tatsache ihres Selbstmords als alternde Männer begründen. Der sexuelle Missbrauch durch den Vater wird kreativ herbeifantasiert, so könnte es gewesen sein oder auch ganz anders. Die derzeitige Konjunktur des Missbrauchsvorwurfs verspricht jedenfalls öffentliche Aufmerksamkeit, wenn man ihn in einen originellen Kontext einbaut.



Castrum Peregrini. Noch mehr Missbrauchsfälle nach dem dynamisch erweiterten Pilgrimschen Missbrauchsbegriff: Die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* brachte in der Ausgabe vom 13.5.2018 zum Auftakt der Feuilletonfeierlichkeiten für Georges 150. Geburtstag die Enthüllung eines bisher geheimgehaltenen Missbrauchsskandals größten Ausmaßes. Die Verbrechen ereigneten sich in dem Amsterdamer George-Fan-Kreis Castrum Peregrini in den 1970er und 1980er Jahren. Haupttäter war der Schriftsteller

Wolfgang Frommel (1902-1986), der Chef dieses Kreises und 1951 Gründer einer literarischen Schwulenzeitschrift gleichen Namens. Zwei seiner Opfer erzählen in der Sonntagszeitung gewissermaßen als Kronzeugen von ihren Schreckensjahren im Castrum Peregrini. Beide sind heute rüstige Senioren und sprechen erstmals nach vielen Jahrzehnten des Schweigens über ihre traumatischen Erlebnisse mit Frommel.

Der erste Zeuge, Frank Ligtfoot, erinnert sich an Frommels Übergriffe: „Ich verfiel seinem Zauber und tolerierte erotische Abschiedsküsse mit falschen Zähnen, er war damals bereits über siebzig, und den Druck der Erektion eines alten Mannes gegen mein Bein.“ Als dieses Martyrium begann, war Ligtfoot zwanzig Jahre alt. Es endete – Frommel war schon gestorben – als es seinem jüngeren Geliebten gelang, ihn „zu befreien“ und mit ihm nach Amerika zu flüchten.

Da Frommel bisexuell war, kommt in dem Enthüllungsartikel auch eine Frau zu Wort, Frau Kuby, die als 17-Jährige vom eigenen Vater für „ein Praktikum“ dem Frommel-Kreis überantwortet wurde. Nachdem Frommel sie sexuell missbraucht hatte, übergab er sie einer älteren Lesbe, bei der sie „15 Jahre“ lang sexuelle Dienste verrichten musste. Darüberhinaus zwang man sie, „für die Männer zu kochen und einzukaufen und dreimal am Tag eine Mahlzeit auf den Tisch zu stellen!“

Die beiden Opfer-Berichte aus der Sonntagszeitung erregten große Aufmerksamkeit in mehreren anderen Zeitungen. Es gab Auftritte im TV und die Ankündigung einer umfangreichen TV-Dokumentation über diesen Skandal aus dem Geist Stefan Georges.

Nebenbei erfährt man auch, dass der an anderer Stelle in diesem Heft gewürdigte Historiker Kantorowicz mit Stefan George Sex hatte. Dies erzählte der Kulturwissenschaftler Raulff der Verfasserin des Artikels am Telefon. Er erzählte außerdem über George: „Er fand die Nazis zum Kotzen.“ Woher Raulff das alles weiß, verrät er nicht. Es sieht so aus, als ob Raulff hier kreativ fantasiert im Stil Pilgrims.



Der weiße Affe. Normalerweise konsumiere ich Krimis nur im Kino oder im TV. Weil mir aber eine Freundin den weißen Affen mit dem Hinweis auf Magnus Hirschfeld empfahl, der in dem Buch auftreten würde, kaufte ich es mir im Prinz Eisenherz Laden. Dort lag es schon in zweiter Auflage, und ich war angenehm überrascht, einen ordentlichen und unterhaltsamen Kriminalroman erworben zu haben. Schauplatz der Verbrechen (zwei Tote: ein Mann in den besten Jahren, erschlagen im Treppenhaus einer Kreuzberger Mietska-

serne; die Mutter eines 14-Jährigen, erstochen und geköpft in ihrer Luxuswohnung in der Fasanenstraße) ist Berlin irgendwann zwischen Inflation und Weltwirtschaftskrise. Ein junger hübscher Kriminalbeamter löst am Ende den Fall, wie sich das gehört. Hirschfeld kommt mehrmals ins Spiel, zunächst durch Nike, die Tochter des reichen jüdischen Mordopfers. Sie ist noch hübscher als der Kommissar, studiert Medizin, spielt nachts im Tingeltangel in einer Damenkapelle und macht eine Art Praktikum im Institut für Sexualwissenschaft. Abermals tritt er auf, als die später ermordete Mutter mit ihrem Sohn zu ihm in die Sexualberatung geht. Sie fürchtet, das zarte und allerhübscheste Kind sei schwul, weil es mit einem etwas älteren und sehr athletischen Proletenjungen Freundschaft geschlossen hat. Schließlich nimmt der Kommissar an einer Führung durch das Instituts-Museum teil, die von einem „Karl“ mit einigem Berliner Mutterwitz veranstaltet wird. Nachdem er den Fall gelöst hat, geht der Kommissar zu einer Nacktparty im Garten des Instituts – Hirschfeld nackt mit Strohhut –, um sich, vergeblich, mit Nike zu versöhnen. Sie hat die Sexaffäre mit ihm beendet, nachdem er ihren schwulen Bruder, wie sich bald herausstellt: grundlos, als Mörder verdächtigte. Ganz zum Schluss erhält Nike vom Institutsfaktotum „Dorchen“ den Rat, es doch noch einmal mit dem Polizisten zu versuchen. Sie will aber erst ihr Medizinstudium beenden. – Insgesamt bewegt sich die Hirschfeld- und Instituts-Darstellung im Roman auf der Höhe des derzeitigen Forschungsstandes, nur die manchmal misslungene Nachbildung des berlinischen Idioms und die oft wirre Topografie der Stadt stören den Lesegenuss. – Der weiße Affe besteht aus KPM-Porzellan des 18. Jahrhunderts („Judenporzellan“; das Wort wird im Buch erklärt) und geistert als eigentlich überflüssiger Running Gag durch den Krimi. Am Schluss wird er durch ein dummes Missgeschick zertrümmert. (Kerstin Ehmer: *Der weiße Affe*. Bielefeld: Pendragon Verlag 2017. 279 Seiten. € 17.)



Die Puppenjungs. In meiner Vorrede zu „Jasminblüte“, einer im Mai im Männerschwarmverlag erschienenen Sammlung schwuler Dramen und Dramolette aus den Jahren um 1900, beklagte ich, dass das Stück „Die Puppenjungs. Szenen aus dem dunklen Berlin in 5 Aufzügen“ nicht aufgenommen werden konnten, weil die Vorlage verschollen ist. Jetzt hat ein Historiker aus Sandhausen ein Exemplar in der Kölner Stadtbibliothek entdeckt und mir zur Verfügung gestellt. Was der anonyme Autor im „Monatsbericht des Wissenschaftlich-humanitären Komitees“ vom Juli 1907 feststellt: „Die männliche Prostitution, auf welche der Titel deutet, wird nicht behandelt“, ist zutreffend. Das Klagen über die Unauffindbarkeit der Puppenjungs war grundlos.



Albert und Hubert. Bei meinen Recherchen zu *Walter Benjamin und die Lesben* fand ich Benjamins Rezension der Erzählung „Albert und Hubert“. Ich war davon so beeindruckt, dass ich sie am liebsten hier komplett zitieren würde, zusammen mit der Erzählung des irischen Dichters George Moore in der Übersetzung unseres alten Bekannten Max Meyerfeld (Capri 41, S. 3 ff.), die der Berliner S. Fischer Verlag 1928 auf den Markt brachte. Wenigstens den Anfang der Besprechung mit den Andeutungen einer literaturgeschichtlichen Einordnung Moores will ich mir nicht verkneifen: „George Moore ist ein großer Erzähler – kein Epiker. Denn seine Welt ist gesetzlos. Ihn hat nicht die Vision einer Epoche und einer Stadt regiert wie Balzac, nicht ein Kanon von Leidenschaften vorgeschwebt wie Stendhal, nicht eine politische Idee bezwungen wie Zola. Er hat auf Balzac, auf Zola geschworen, alle erdenklichen Einflüsse, den von Bourget, von James erfahren, aber bestimmt wurde er doch immer von unberechenbaren Impulsen, und das Bezeichnendste bleiben daher seine autobiographischen Schriften, in denen, wie Chesterton sagt, ‚die Ruinen George Moores im Mondlicht sich ausbreiten‘.“¹

Es geht in „Albert und Hubert“ um zwei Proletarierinnen mittleren Alters im Dublin der 1860er Jahre. Die eine arbeitet als Anstreicher, die andere als Hotelkellner und beide machen ihren Job in Männerkleidern, gelten bei ihren Kollegen und Chefs als Männer, der Kellner mit dem Namen Albert Nobbs, der Anstreicher nennt sich Hubert Page. Durch einen albernem Zufall entdecken sie gegenseitig ihre ursprüngliche Weiblichkeit. Es ist für beide das erste Mal, dass sie mit jemandem über ihre ungewöhnlichen Geschlechtsrollen sprechen. Hubert erzählt von seinem großen Glück einer Ehe mit einer gewöhnlichen Frau, die, weil sie irgendwie asexuell ist, nichts von seinem Geheimnis ahnt. Diese Erzählung weckt auch in Albert den Wunsch nach einer Ehe ohne Sex und es geht im Rest des Buches um seine Suche nach einer Heiratskandidatin, mit der er/sie gern von einigem Ersparnis in einer ärmeren Gegend der Stadt einen kleinen Krämerladen aufmachen könnte. Mit Helen, einer Arbeitskollegin und Gelegenheitsprostituierten, die nur ihren Zuhälter Joe liebt, sich aber gern von Albert mit mehr oder weniger teuren Geschenken und Bargeld umwerben lässt, könnte er sich eine solche Scheinehe vorstellen. Als er sich aber bei einem Rendezvous weigert, Helen zu küssen und auch für ein bisschen Petting nicht zu haben ist, beendet Helen die Beziehung. Albert hatte Helen auf eine kompliziert platonische Weise geliebt und stürzte daraufhin in tiefste Melancholie, die bald tödlich endet:

¹ Walter Benjamin: Gesammelte Schriften, Frankfurt 1972, Band 3, S. 123.

„Alle fragten sich, wie es möglich sei, daß jemand, der am Dienstag noch bei guter Gesundheit war, am Donnerstagmorgen eine Leiche ist, als ob so etwas noch nie vorgekommen wäre. Sooft es sich auch schon ereignet hatte, es schien unnatürlich, und man munkelte, am Ende hätte sich Albert umgebracht. Einige sprachen von Schlaganfall, doch der ist bei einem großen, hageren Mann etwas Ungewöhnliches. Und als der Arzt herunterkam und meldete, Albert sei eine Frau, da war alles Gerede über die Todesursache hinweggefegt [...] Jeder fragte den andern, warum Albert es vorgezogen, sich als Mann auszugeben, und wie sie das Jahr um Jahr fertiggebracht habe, ohne daß je einer von ihnen Verdacht geschöpft hätte. ‚Sie hat als Mann mehr Lohn bekommen wie als Frau‘, sagte jemand, aber keiner wollte sich in Erörterungen über die Lohnfrage einlassen; das wußten alle, daß ein Mann besser bezahlt wird als eine Frau. Dagegen beschäftigte es alle aufs lebhafteste, was Albert mit Helen angefangen hätte, wenn Helen nicht mit Joe Mackins davongegangen wäre. Was wäre in der Hochzeitsnacht geschehn? Nichts selbstverständlich, aber wie hätte sie es ausgeplaudert? Die Männer grinsten über den Biergläsern, die Mädchen wurden über ihren Teetassen nachdenklich; die Männer fragten die Mädchen, und die Mädchen fragten die Männer.“

Mehrfach können die Leser an Alberts inneren Monologen teilnehmen, in denen er über seine heimliche Unangepasstheit grübelt, über die von Benjamin so genannte „Schönheit und die feenhafte Wahrheit“ seines Daseins. Dabei gelangen ihm Formulierungen wie „nicht Mann und nicht Frau, nur ein Zwischending“, oder: „Aber ich darf mich nicht unterkriegen lassen. Es ist sehr albern von mir, einem alten Zwischending, nicht Mann und nicht Frau! Ich kann nun mal nicht anders.“ Vom Dichter Moore wie vom Übersetzer Meyerfeld ist nicht bekannt, ob sie jemals Hirschfelds Zwischenstufenlehre zur Kenntnis nahmen. Hirschfelds Ausgangspunkt beim Entwickeln seiner Lehren und Theorien war offensichtlich das gewöhnliche Alltagsbewusstsein, in dem am Anfang des 20. Jahrhunderts Vorstellungen vom Aufweichen der starren Grenzen zwischen den Geschlechtern wie zwischen allen andern althergebrachten Unterscheidungen in der Vielfalt der Menschen sich im öffentlichen Bewusstsein zu verbreiten begannen. Moore und Mayerfeld partizipierten offensichtlich fruchtbarst an diesen Veränderungen der Geschlechterbilder.



Ist ein schwules Museum noch zeitgemäß? Als das Gerücht aufkam, das Schwule Museum solle umbenannt werden – irgendwas mit queer – sind einige Schwestern protestierend ausgetreten, weil sie nach dem Entfernen des Wortes „schwul“ aus dem Namen eine übermächtige Dominanz von Lesben bei künftigen Entscheidungen fürchteten. Das Wort wurde nicht entfernt, dem

„Museum“ aber ein Sternchen angehängt, das wie der Verweis auf eine (nicht vorhandene) Fußnote aussah. Damit wollte man signalisieren, es geht hier nicht bloß um Liebe und Sex zwischen Männern, sondern um Liebes- und Sexualitätsformen in allen denkbaren Kombinationen. Jetzt ist das Sternchen weg und das Unwort des Jahrhunderts wurde deutlich verkleinert und in den Untertitel, manchmal auch Übertitel eines Drei-Buchstaben-Logos SMU verschoben. Die ersten beide Buchstaben S und M wären vielleicht als Schwules Museum oder Sadismus/Masochismus zu dechiffrieren, aber was ist mit dem U? U für Unzeitgemäß? Ueberirdisch? Urningthum? Underground? Who knows... Schwul bleibt jedenfalls irgendwo in der Nähe von SMU erhalten, auf den Briefköpfen, der Website usw.

Wäre man dem Vorbild der *Siegessäule*, dem bekannten Homoblättchen mit Westberliner Wurzeln gefolgt, das längst schon das Problemwort schwul von Umschlagseite und Website verbannt mit dem voll aktuellen queer vertauscht hat, dann hätte man sich wenigstens dem „hegemonialen“ Jargon unserer multigeschlechtlichen Kulturwissenschaftler angepasst. Stattdessen ein niedliches Sternchen, eher ein Blümchen, hinter dem nostalgischen schwul:

(*/★).

Inzwischen ist das Blümchen/Sternchen auch schon wieder im Zuge der SMU-Einführung entsorgt, aber die Hoffnung wächst, mittels kreativer Namenskorrektur am immer noch anschwellenden Berlin-Touristenboom weiterhin partizipieren zu können und besonders die touristische Jugend ins Museum zu locken. Ob ein guter Name neue Besuchergruppen anlocken kann, möchte ich bezweifeln. Marken wie Persil, CocaCola, Tempotaschentücher oder Depeche Mode sind wohl kaum wegen ihrer bescheuerten Namen umsatzstark geworden, sondern eher trotzdem. Deshalb ist für die eingangs gestellte Frage total egal, wie das Museum heißt, LSBTTIQ wäre letztlich auch irgendwie okay, entscheidend ist auch hier, was am Ende hinten rauskommt. Und da konnte in der ewig ungelösten Frage nach dem Platz der lesbischen und der vielen anderen Sexualitäten jenseits der gewöhnlichen Heterosexualitäten in einem schwulen Museum ein schöner Fortschritt erzielt werden.

Dass eine solche Öffnung ein Erfolgsrezept sein kann, lehrt die Erfahrung der Museumsgründungsmütter in den goldenen Achtzigerjahren. Damals war es gelungen, den total normalen Direktor des Berlin-Museums in der Lindenstraße zu einer historischen Schwulenausstellung zu überreden. Jene Mütter, zu denen bald auch ich gehörte, machten sich Sorgen, ob sich wohl genügend Normalos für unser sehr abseitiges Tuntenthema interessieren würden. Der rettende Einfall kam von Käthe: Was reizt Heteros besonders und was könnte sie zur Überwindung ihrer angeborenen Scheu vor Homokram verführen?

Käthes Antwort: Lesbensex. Für diese geniale Idee kriegte sie von mir einen dicken Schmatz und ich telefonierte sofort mit meiner alten Freundin Ilse. Ilse war von dem Vorschlag sehr angetan und konnte einige ihrer Freundinnen zur Zusammenarbeit mit den Schwulis überreden. So kam es, dass am 26.5.1984 die Ausstellung Eldorado eröffnet und dem armen kleinen Berlin-Museum ein Besucher*innenrekord beschert wurde: „Eine der umstrittensten Ausstellungen, die jemals in Berlin gezeigt wurde, ›Eldorado – Geschichte, Alltag und Kultur homosexueller Frauen und Männer in Berlin 1850-1950‹ im Berlin-Museum, hat am Sonntag mit einem Besucherrekord ihre Pforten geschlossen“, schrieb die alte Tante Tagesspiegel am 31. Juli. In unsere Freude über den erfolgreichen Lesbencoup fiel allerdings ein Wermutstropfen. Die Lesben wollten nur mit uns zusammenarbeiten, wenn wir ihnen eine strikte Zweiteilung der Ausstellung, eine separate Damenabteilung zusicherten, die sie vollkommene autonom gestalten durften – statt der von uns erhofften Kooperation bloß eine friedliche Koexistenz. Dennoch blieb die Freude über das erfolgreiche Projekt. Als Manfred Baumgardt vorschlug, Eldorado in Form eines schwulen Museums bis in alle Ewigkeit zu verlängern, stellte sich für jeden von uns die Gretchenfrage: Nun sag, wie hast du’s mit den Lesben? Keiner hatte Lust, noch einmal mit ihnen zu telefonieren und lesbischerseits wurde gleichfalls kein Interesse an Zusammenarbeit signalisiert. So kam es, dass das Schwule Museum sich in den nächsten Jahren im warmen Schoß der AHA gemütlich einrichtete; die Lesben in der AHA waren schon lange vorher ausgestiegen und hatten sich zur streng separatistischen lesbischen Gruppe L 74 vereint. – Tatsächlich aber war der lesbische Separatismus nicht wirklich streng. So vermittelte mir beispielsweise die erwähnte Freundin Ilse ein unvergessliches Gespräch mit Hilde Radusch (1903-1994), einer ehemaligen Kommunistin und Freundin Richard Linserts, die mir unter anderm erzählte, dass sie sich selbst, genau wie die anderen Lesben im Berlin der Zwischenkriegszeit so selbstverständlich wie zur Zeit unseres Gesprächs als *schwul* bezeichnete. Ebenso unvergesslich ist mir die vom L74-Mitglied Heidi Giesenbauer (1948-2007) vermittelte Bekanntschaft mit Charlotte Wolff, der ich beim Forschen für ihre Magnus-Hirschfeld-Biografie (1986 erschienen) behilflich sein konnte.¹ Das Verhältnis des Schwulen Museums zur Welt der Berliner Lesben war also von Anfang an recht entspannt und aufgelockert. Der große Sprung nach vorn gelang jedoch sowohl in schwulesbischer wie in finanzieller Hinsicht, sowie die Zeitgemäßheit betreffend am Beginn des 21.

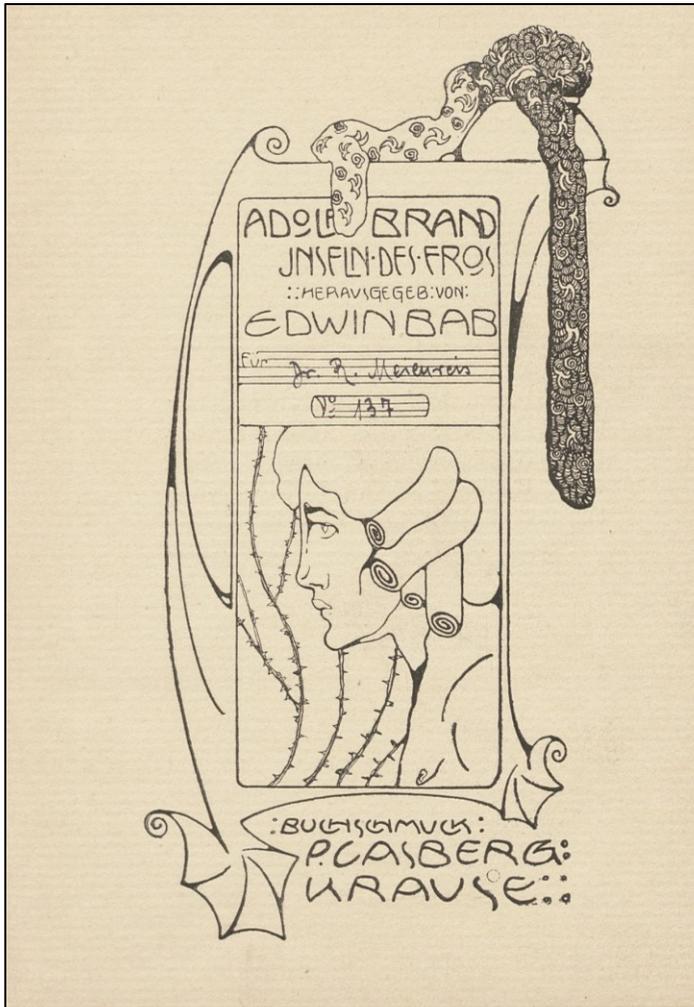
¹ Dazu: Brennan, Toni & Peter Hegarty (2009): Magnus Hirschfeld, his biographies, and the possibilities and boundaries of ‘biography’ as ‘doing history’, in: History of the Human Sciences 22 (5), 24-46.

Jahrhunderts. Der schwule SPD-Politiker Wowereit wurde damals Bürgermeister und ließ das Schwule Museum nachhaltig subventionieren. Mit meinem Rücktritt vom Museumsvorstand konnte erstmals eine Lesbe in den Vorstand gewählt werden und seitdem entwickelt sich das Verhältnis der beiden Hälften des Dritten Geschlechts in die richtige Richtung: hin zur Parität. Was die anderen Gruppen in der LGBTIQ-Buchstabensuppe betrifft, so sehe ich für sie alle im Schwulen Museum vollkommene Barrierefreiheit, was die Möglichkeit einer Ausstellung und sonstiger Mitarbeit betrifft. Die Gruppe T, speziell für Transzendenz der traditionellen Grenzen zwischen M + W zuständig, war von Anfang an im Schwulen Museum vertreten. Ich erinnere mich an eine Ausstellung in den späten 80ern zur total ambiguen Ausdruckstänzerin Anita Berber und in der 97er Ausstellung zum 100. Geburtstag der Schwulenbewegung wurde an alle Arten von historischen T-Personen erinnert, etwa an die Rocky-Twins / Dolly Sisters von 1930 u.v.a.m.

Das Schwule Museum wird gerade wegen dieser Offenheit noch lange Jahre zeitgemäß bleiben. Die Sorge einiger schwuler Herren der Schöpfung, sie würden bei dieser Offenheit irgendwie zu kurz kommen, ist nicht wirklich zu verstehen. Es sei denn, man erkennt in dem tapferen Ignorieren von Tante Magnesias 150. Geburtstag das Menetekel einer neuen Geschichtsvergessenheit der Museums-Führungskräfte.



Kürzlich wurde in der Berliner Staatsbibliothek die lange verschollen geglaubte Gedichtsammlung von Adolf Brand **Inseln des Eros** entdeckt. Brands Freund Edwin Bab hat in dem kleinen, für die Mitglieder der Gemeinschaft der Eigenen bestimmten Buch etwa 40 Gedichte Brands versammelt, eine biografische Einleitung hinzugefügt und hundert Stück drucken lassen. In der nächsten Ausgabe von Capri wird darauf zurückzukommen sein. Das Stabi-Exemplar gehörte, wie man hier sieht, Richard Meienreis, der Doppelmitglied in der GdE und im WhK war.



Untersuchungs-Gefängnis.
Alt-Moabit 129

Berlin, den 16. Juni 1900

Adresse:

Eingesehen am 19/6.
Kaeller.

Briefe an die Gefangenen gelangen erst dann in die Hände derselben, wenn sie von den Beamten für unverfänglich befunden werden. Die sich zur Abgabe nicht eignenden Briefe werden mit Bezeichnung der anstössigen Punkte zurückgestellt. Alle eingehenden Sendungen müssen frankirt sein.

An

Herrn-Franz Brand

Neuwaldsdorf
Wielandstr. 29

Im Kerker

Eine Polster und Matratze
Und ein weißes Linnenbuch,
Bemerkte Deckbezüge
Und ein halbvergiltes Buch

Darinnen lies ich und vergesse
Meine Einsamkeit und Qual,
Bis die Zellenwände grünen
Strohalmesir und bosenfahl -

Bis der Posten auf dem Hofe
Dortmund storniert durch die Märs,
Dafz es gellt wie Tonfelsen
Und der Asphalt klarr und kratzt -

Dafz es hämmert im Gehirne
Von Gedanken, weh und heifz,
Bis von meinen müden Wimpern
Thräne rinnt um Thräne leis -

Bis ich küsse den Stuhl,
Meiner Mutter kühnen Hock,
Meines Vaters graue Haare
- Und mich finde heimwärts

Wo ein Stern in meinem Garten
Lächelnd vor mir niederfällt
Und ein Engel mir sein Spindelchen
Schalkhaft sag' entgegen hält -

Und der Engel ist ein Junge!
Und der Junge, der bist Du!
Und der Himmel zeigt und jubelt,
Vater, Mutter schauen zu -

Vater, Mutter oben und unten,
Und die Nacht liegt warm und weiß,
Und wir gehn auf leisen Sohlen
Zu ein stilles Märchenweilt! -

Adolf Brand

Faksimile eines Briefes aus dem Gefängnis zu Plötzensee,
enthaltend das Manuskript des Gedichtes „IM KERKER“

Beilage aus: Brand, Inseln des Eros. Als Bab den Gedichtband vorbereitete, war Brand wieder einmal im Gefängnis. Der Briefempfänger „Franz“ ist Adolfs Papa.

Mägdenklage

Oft hab ich mit Thränen,
Und innigem Sehnen,
Verwünschet mein Geschlecht!
Es fesselt fast immer
Mich Arme ins Zimmer –
Wie frei gehen die Männer! Selbst Knabe und Knecht.

Weit um sich zu schauen,
Ist Mädchen und Frauen
Vom Schicksal vergällt.
Als Diener, als Lehrer,
Als Held, als Bekehrer,
Als Kaufmann, durchreisen die Männer die Welt.

Zwar könnt ich entfliehen,
Und Länder durchziehen,
Im männlichen Kleid;
Doch Weisheit und Feuer
Erkauft ich zu teuer,
Denn weh mir! – Die Sittsamkeit hätt ich entweiht!

Philippine Engelhard, 1779